Herrn Dr Stanislao Prato Spoleto

Sagen und alte Geschichten

der

Mark Brandenburg

für Jung und Alt

von

W. Schwartz,
Director des Gymnasiums zu Neu-Ruppin.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1871.




UNIVERSITY
OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS



Sagen und alte Geschichten

der

Mark Brandenburg

für Jung und Alt

von

W. Schwartz,
Director des Gymnasiums zu Neu-Ruppin.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1871.

Den Eingesessenen der Grafschaft Ruppin

in's Besondere

dem langjährigen Landtags-Abgeordneten derselben

Herrn

Freiherrn A. von dem Knesebeck-Carwe

gewidmet.

Vorwort.

Dreißig Jahr ist es ungefähr her, daß ich mit meinem Schwager Kuhn anfing zu wissenschaftlichen Zwecken — vom culturhistorisch-mythologischen Standpunkt aus — die Sagen und sonstigen Traditionen in der Mark wie im übrigen nördlichen Deutschland aus dem Munde des Volks zu sammeln. Die „Märkischen" und die „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche" waren die unmittelbare Ausbeute der im Laufe von zehn Jahren zu diesem Zwecke dann unternommenen Ausflüge und Wanderungen*).

In den letzten Jahren war die Erinnerung an jene Zeit namentlich wieder angeregt und wach geworden, wo ich den eigenen Kindern gegenüber vielfach zum Sagen- und Märchenerzähler wurde. Dies hat den Gedanken gezeitigt, auch für weitere Kreise zur Weckung heimathlichen Sinnes bei empfänglicheren Gemüthern noch einmal daran anzuknüpfen

*) Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben. Berlin 1843. — Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.

und in diesem Sinne die märkischen Sagen und Volks-überlieferungen zu behandeln, wenn auch im Laufe der Zeit schon Einzelnes davon in die Literatur und somit in weitere Leserkreise gedrungen ist, als wofür jene wissenschaftlich gehaltenen Sammlungen bestimmt waren*). War es mir doch anderseits möglich gewesen inzwischen noch manche neue heimische Sage zu pflücken**), andere mit dieser oder jener Aenderung, diesem oder jenem Zusatz wiedererzählt zu hören***). Ebenso gestattete auch der veränderte Zweck, mancherlei Geschichten, selbst anecdotenartige, in die Darstellung hineinzuziehen, welche der früheren Tendenz fern lagen, zu der jetzigen aber paßten

*) Besonders durch Willibald Alexis „die Hosen des Herrn von Bredow", Fontane's „Wanderungen in der Mark Brandenburg", C. Riesel's „Ausflüge und Ferienreisen in die märkische Heimath".

**) Einzelnes empfing ich als directe Mittheilung vom Herrn Lehrer Tangermann in Zehden, Herrn Prediger Seeger in Brunne, Herrn Stadtrath Schulz in Charlottenburg und Herrn Lehrer Hille in Liepe, welchen Herren ich hiermit den besten Dank dafür ausspreche.

***) Verschiedenes davon habe ich schon gelegentlich mitgetheilt, Märkische Forschungen VIII. S. 171—185. Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Berlin 1863. S. 476. Zeitschrift für preußische Geschichte. 1867. S. 435. Pröhle's Vaterland I. S. 83 ff. Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Potsdams vom Jahre 1868. S. 282 ff. Ursprung der Mythologie S. 25 Anmerk. Die poetischen Naturanschauungen u. s. w. S. 256. Vergl. auch noch das Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg vom Jahre 1863 (die Schlacht bei Fehrbellin). 1866. Nr. 40 und 41. 1868. Nr. 29.

und mit dazu beitragen, dem Ganzen ein neues Colorit zu verleihen*).

Wie nämlich die Sage auf der einen Seite weit in das Heidenthum hineinragt und die wunderbaren Geschichten der Urzeit, für die sich im Glauben oder in einem bestimmten Local eine Anlehnung findet (z. B. die von der wilden Jagd), von Geschlecht zu Geschlecht weiter überliefert, spinnt sie auf der andern ihr Gewebe ununterbrochen fort an den historischen Ereignissen, obschon das Meiste dieses luftigen Gespinnstes wieder verweht, und nur Einzelnes in der Tradition haften bleibt. Denn stets ist die Phantasie des Volkes thätig. Haben wir es doch noch z. B. zu Anfang des letzten Krieges erlebt, daß durch die unteren Schichten der Bevölkerung in der Mark die Sage ging, Prinz Friedrich Karl habe sich als Schäfer verkleidet in Frankreich eingeschlichen. „Weil er nämlich gehört", hieß es,

*) So konnten in diesem Buche auch noch mehr, als in den Märkischen Sagen geschehen, allerhand historische Traditionen aus Angelus, Beckmann, Buchholtz (Geschichte der Kurmark Brandenburg), so wie aus Riedel's Cod. dipl. Brandenb. herangezogen werden. Nr. 17 und einiges andere Altmärkische ist aus Temme's „Volkssagen der Altmark" aufgenommen worden, bei Nr. 56 ist Bintzelberg, Geschichte der Stadt Fehrbellin, bei Nr. 48 und 49 Reinhard, Potsdamer Sagen (mit Ergänzungen v. Riehl) 1869, bei Nr. 38 O. Schultz, Lesebuch II. Theil benutzt worden; über Nr. 50 und 51 siehe v. Rochow, Geschichtliche Nachrichten von Brandenburg. Wo, namentlich aus älteren Quellen, die Darstellung wörtlicher beibehalten worden, ist dies durch ein Anführungszeichen bezeichnet.

„die Franzosen hätten so viel Land unterminirt, um die Preußen, wenn sie in Frankreich einrückten, in die Luft zu sprengen, sei er, um Näheres zu erfahren, in jener Verkleidung dort hineingegangen und hätte sich überall als Schäfer angeboten. Als aber die Leute gesagt, sie brauchten keinen Schäfer, sie hielten keine Schafe, hätte er sich verwundert gestellt, daß sie so viel Weide unbenutzt ließen, und hätte da erfahren, daß wirklich Alles unterminirt sei. Nun hätte er sich genau die Stellen gemerkt, um seine Soldaten so zu führen, daß sie keinen Schaden litten". — In ähnlicher Weise arbeitet zu allen Zeiten die Phantasie im Volke, wie u. A. auch die in Nr. 57 angeführten Beispiele aus dem Schwedenkriege des Jahres 1675 und aus dem letzten östreichischen vom Jahre 1866 zeigen. Aber was der Tag so in dieser Weise gebiert, das verschlingt er auch ebenso leicht, und nur der Name einer Persönlichkeit, die einen dauernderen, tieferen Eindruck gemacht, bleibt in der Tradition haften, sobald die an sie sich schließenden, oft ursprünglich gar nicht zu ihr gehörenden Geschichten ihr einen typischen Charakter verleihen, oder diese oder jene locale Beziehung ihr einen Halt gegeben hat. Oder es lebt die von ihr ursprünglich erzählte Geschichte selbst, sobald sie in sich ein dazu geeignetes Moment enthält, in anecdotenartiger Form fort und wird dann oft auf eine dem Volke inzwischen näher gerückte Persönlichkeit übertragen. So ist in der Neu- und Uckermark Markgraf Hans im Anschluß namentlich an die

von ihm gebaute Festung Küstrin, in der Grafschaft Ruppin Pater Wichmann in Anknüpfung an das von ihm zu Neu-Ruppin gebaute Kloster, Lippold von Bredow im Havelland durch die noch jetzt dort weitverzweigte Familie des Namens im Gedächtniß haften geblieben, und die verschiedensten, oft altmythischen Sagen haben sich an sie zum Theil angesetzt. Anderseits hört man oft Anecdoten, die schon im Mittelalter umgingen, vom alten Zieten oder Blücher erzählen. Der alte Zieten ist aber besonders neben dem alten Fritz zu einem Typus ächt märkischen Wesens geworden, er, der immer gefaßte Degen, der in seinem praktischen Sinn stets den Nagel auf den Kopf traf, nie sein Gottvertrauen und seinen Humor verlor und stets das scheinbar Unmögliche möglich machte*). Deshalb haben auch einige besonders charakteristische Volksgeschichten von ihm neben denen vom alten Fritz hier ihre Stelle gefunden.

Wenn aber nach den obigen Andeutungen fast die Hälfte der Nummern in der vorliegenden Sammlung aus neuen Stücken besteht und demgemäß dem Buche gegenüber den Märkischen und Norddeutschen Sagen schon einen selbstständigen Charakter verleiht, so hat, wo auch ein dort behan-

*) Der in ihm hervortretende humoristische Zug stimmt besonders zum märkischen Charakter. Derselbe tritt auch in verschiedenen andern Sagen bezeichnend hervor, z. B. in den Stücken: „Selbergedan", „Müller Pumpfuß", „der Suckowsche Kammerherr", „der preußische Pfiff", „der betrogene Tetzel".

delter Stoff hier wieder auftritt, der veränderte Zweck in der Darstellung meist mannigfache Aenderungen hervorgerufen. Kam es dort aus wissenschaftlichen Gründen darauf an, die Sagenelemente in der Zersplitterung, wie sie meist in der Tradition auftreten, wiederzugeben, so galt es hier, die zusammengehörenden einheitlicher zu einem Sagenkranze zu vereinen. Das fand z. B. seine Anwendung auf die über das ganze Havelland mehr oder weniger verbreiteten Sagen von Lippold von Bredow, ebenso wie auf die, welche sich an die Müggelsberge bei Köpnick und den Schloßberg der Uchtenhagen bei Freienwalde knüpfen, bei welchen Sagen überdies manches Neue hinzukam. Aehnliche Art der Um- und Verarbeitung fand statt bei den Riesen- und Zwerg-Sagen (Nr. 1—4). Auch bei einzelnen, kleineren Stücken schien eine freiere Form in der Behandlung, namentlich in Betreff der Einleitung und Abrundung etwa des betreffenden Bildes gestattet. In sachlicher Hinsicht ist aber nichts erfunden worden und, wo in dieser Beziehung Abweichungen gegenüber einer früher gegebenen Version stattfinden, beruhen sie, wie schon oben angedeutet, auf neueren, mündlichen Mittheilungen. Nur in Betreff der Sprache konnte natürlich hier mit größerer Freiheit im Einzelnen verfahren werden, doch ist überall der volksthümliche Ton beibehalten und nur an einigen Stellen die Darstellung durch erklärende Bemerkungen unterbrochen worden, die hoffentlich aber dem Gesammteindruck keinen Eintrag thun werden. Die über einen

größeren Landstrich verbreiteten Sagen und Geschichten sind zuerst unter dem Titel „Allgemeines", die an einem bestimmten Orte auftretenden von individueller Färbung unter der Ueberschrift „Locales" nach den alten Landestheilen, in welche die Mark zerfällt, zusammengestellt worden, jedoch so, daß Berlin ausgeschieden ist und den Anfang macht, dann der Teltow und das Land um Jüterbock folgt, demnächst das Havelland, die Priegnitz, die Grafschaft Ruppin, die Uckermark, Neumark und schließlich die Altmark.

Inmitten amtlicher und anderer wissenschaftlicher Thätigkeit war mir die Abfassung dieses Buchs eine angenehme Beschäftigung in den Weihnachtsferien 1869/70, sowie in den darauf folgenden Osterferien des vorigen Jahres. Der deutsch-französische Krieg verzögerte den Druck, vielleicht nicht zum Schaden des Buchs. Hat doch die letzte Probe, welche der in und aus der Mark erwachsene preußische Staat abgelegt, auch dieser neues und allgemeineres Interesse erworben und auch in der Mark selbst manches Gemüth, welches, im Gedanken weiter schweifend, den Werth der Heimath unterschätzte, ihr wieder mit frischer Empfindung zugewandt.

Als ich vor sieben Jahren Berlin, meinen Geburts- und bisherigen Wirkungsort verließ und nach Ruppin übersiedelte, hat neben meinem Amte der im hiesigen Kreise frisch pulsirende märkische Charakter mir die hiesige Stellung besonders werth und angenehm gemacht, und dankbar habe

ich die daraus entspringende, gegenseitige Sympathie und das mir so vielfach zu Theil gewordene Vertrauen empfunden. Deshalb widme ich dieses Buch brandenburgischer Erinnerungen den Eingesessenen der Grafschaft und in's Besondere, Ihnen, hochverehrter und lieber Herr Baron, als dem langjährigen Repräsentanten derselben unter den Vertretern unseres Volks, wie auch im Gedenken der ebenso alten, als hier namentlich wieder so mannigfach bewährten persönlichen Beziehungen, deren ich mich zu Ihnen zu erfreuen gehabt.

Neu-Ruppin, den 25. Juli 1871. **W. Schwartz.**

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Allgemeines.

Zweiter Theil.

Locales.

Berlin.

Der Barnim. Seite

Die Uckermark.

Die Neumark.

Die Altmark.

1. Die Riesen in der Mark.

Es ist eine alte deutsche Sage, daß es vor den Menschen Riesen und Zwerge auf Erden gegeben habe. Auch in der Mark Brandenburg geht diese Sage um. Am Wandelitz-See — etwa drei Meilen nördlich von Berlin — liegt z. B. auf dem Stolzenhagensche Felde ein gewaltiger Stein, der noch etliche Fuß in die Erde hineingeht, oben aber den Eindruck von einer sehr starken Mannshand zeigt. Wie man in Wandelitz erzählt, hat der Stein früher diesseits des Sees gelegen. Da ist einmal ein Riese des Wegs gekommen und hat sich an demselben gestoßen. Aergerlich rief er:

Hebb ik mii stooten an miine groote Teh (Zehe),
Will ik dii ook smeeten ööwer de Wandelitzsche See!

und damit ergriff er den großen, schweren Stein und warf ihn über den See, daß er dort hinfiel, wo er noch jetzt liegt. Wo der Riese aber zugegriffen, haben sich seine Finger eingedrückt, und diese fünf Löcher haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten und sind deutlich am Stein zu sehen.

Solcher Felsblöcke, welche von den Riesen herrühren sollen, finden sich überhaupt noch viel auf den Feldmarken des Havellandes und der Uckermark. Bald sagt man, ein

Riese habe den Dom zu Havelberg oder Brandenburg, bald die Marienkirche in Prenzlau, welches die ältesten Kirchen im Lande sind, mit einem solchen Steine einwerfen wollen, da sei er ihm aus der Hand geglitten oder gesprungen, und nun da niedergefallen, wo er jetzt noch liege. An vielen dieser Steine sieht man auch noch die Spuren der Finger, wo der Riese zugegriffen; so an dem Stein, der dicht vor Brandenburg am Exercierplatz liegt. Südlich von Berlin liegen auch noch viele solcher Steinblöcke bei den Dörfern Ziethen, Selchow und Rotzis. Dort haben nämlich auch Riesen gewohnt, die haben mit denen von den Müggelsbergen in Kampf gelegen, und da haben die Müggelsbergischen diese Steine herübergeworfen.

Auch Berge haben die Riesen aufgeschüttet. So liegt z. B. im Havelland zwischen Kotzen und Landin ein kleiner Hügel, welcher der Riesenberg heißt. Ein Riese wollte nämlich einst einen in der Nähe befindlichen kleinen See, der ihm unbequem war, zudämmen und trug dazu Erde in seiner Schürze herbei. Als er aber zwischen den beiden Dörfern kommt, reißt ihm das Schürzenband, und die ganze Erde fällt hin. Das ist der Riesenberg zwischen den genannten Dörfern. — In dem pohlschen (oder polzschen Luch) liegt auch ein Berg, welcher sich kegelförmig aus der ihn umgebenden Niederung erhebt und auf dem oben ein tiefes Loch ist. Der stammt gleichfalls von den Riesen oder Hünen, wie man sie auch nennt, her und heißt der Teufelsberg. Da wohnte nämlich auf dem hohen Rott ein Hüne und auf den rüthschen Bergen ein Hünenmädchen. Da aber zwischen beiden Höhen das Luch war, mußte der Riese immer einen großen Umweg machen, um auf den rüthschen

Berg zu gelangen. Endlich fiel dem Hünenmädchen ein, wie sie das ändern könnte. Sie nahm eine Schürze voll Sand, that einen mächtigen Schritt in das Luch hinein und ließ die Erde fallen. Nun konnte der Hüne vom Rott mit zwei Schritten zu ihr hinüberkommen. Da, wo er aber mit dem einen Fuß auf dem Teufelsberg auftrat, entstand das tiefe Loch, was noch jetzt auf dem Berge zu sehen.

Namentlich gab es aber in der Uckermark am Paarsteinschen See solche Riesen. So rühren die beiden Landzungen zwischen Brodewin und Bölkendorf von einem Riesenmädchen her, welches hier einen Damm herüber bauen wollte und ein Paar Schürzen Erde herbeischleppte. Als sie aber mit der dritten ankam, fiel sie und brach ein Bein, die Erde aber ließ sie dabei mitten in den See fallen und es entstand die Insel, welche noch dort in der Nähe jener Landzungen zu sehen ist.

Uebrigens erzählt man hier, die Riesen seien so groß gewesen, daß sie, wenn sie ihre Schweine austreiben wollten, die größte Buche oder Eiche aus dem Walde ausgerissen und als Ruthe gebraucht hätten. Einmal hätte hier auch ein Riesenmädchen einen Bauer sammt Pflug und Ochsen wie ein Spielzeug in ihre Schürze gepackt und aus Verwunderung zu ihrem Vater gebracht. Der soll ihr aber gesagt haben, sie solle nur Alles wieder hintragen, wo sie es hergeholt, das seien die Erdwürmer, welche nach ihnen kommen und so klein sie auch seien, sie vertreiben würden. Nach Andern ist dies bei dem Dorfe Ritz unweit Brandenburg geschehen, und da hat das Hünenmädchen denn, nachdem sie den Pflug und Alles wieder an seinen Ort getragen, den Rietzer Berg aufgeschüttet, damit die Vertreiber nicht

allzuschnell nach Rietz kämen, und der liegt noch heutigen Tags da.

Die Riesen haben auch Könige gehabt, wenigstens erzählt man noch von einem Paar Gräbern, in denen ein Riesenkönig bestattet sein soll. Eins liegt bei Kemnitz in der Nähe von Pritzwalk, eins bei Zühlen unweit Rheinsberg, ein anderes endlich bei Rotzis im sogenannten Hünenberge, denn in dem Kampf mit den Müggelsbergischen Riesen ist der Riesenkönig gefallen. Da hat man ihn denn dort im Hüneuberge bestattet, und zwar hat man seine Gebeine in einen goldenen Sarg gelegt und den wieder in einen silbernen und dann in einen eisernen gesetzt. Gefunden hat ihn aber, soviel man auch nachgegraben, noch Niemand.

---

2. Die Zwerge oder Unterirdischen.

Außer den Riesen, heißt es, hat es vordem auch Zwerge auf Erden gegeben. Die sind so klein gewesen, sagt man in Liepe bei Rathenow, daß ihrer neun in einem Backofen haben dreschen können. Unter der Rüster am Hause des Küsters haben sie dort ihren Ein- und Ausgang gehabt, und von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt unter der Erde nennt man sie auch allgemein die Unterirdischen. Sonst wohnten sie auch oft in alten verfallenen Gebäuden, wie z. B. in den Kellern des alten Klosters Chorin. Dort haben sie auch einmal einen Böttticher hinuntergeholt, der hat ihnen neue Bänder um ihre Fässer legen müssen. In der Nacht hatte es ihn nämlich mehrere Male gerufen, er sollte sich mit seinem Hand-

werkszeug zu der und der Stunde an der und der Stelle einfinden. Als er dorthin kam, fand er ein kleines Männchen, das redete ihm freundlich zu, es würde ihm kein Leid's geschehn, er solle nur Alles thun, was man von ihm verlange. Da hat es ihm denn die Augen verbunden und mit hinuntergenommen; soviel merkte der Böttiche nur, daß es einen langen Gang entlang ging. Als man nun am Ziele war und ihm die Binde abgenommen wurde, befand er sich in einem geräumigen Keller, in welchem eine Menge solcher kleinen Leute mit den verschiedensten Dingen beschäftig waren, jedoch kein Wort sprachen. An den Wänden herum standen aber 12 große Fässer, an die mußte er nun neue Bänder legen. Dabei erhielt er die Erlaubniß, von jedem der zwölf Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Theil als Bezahlung mitzunehmen. Darauf wurde er so zurückgeführt, wie er hingekommen, und fand sich bald wieder an der Stelle, wohin ihn die Stimme gerufen, und daß Alles Wirklichkeit gewesen, sah er an dem Schatz, den er bei sich hatte.

Mit den Zwergen hängt auch der Ring zusammen, der sich in der Familie derer von Alvensleben in der Altmark seit uralten Zeiten vererbt hat, und an den das Glück dieser Familie geknüpft sein soll. Wie sie in den Besitz desselben gekommen, erzählt man folgendermaßen.

Nach Einigen soll nämlich die Ahnmutter derer von Alvensleben einmal zu den Unterirdischen geholt worden sein, um einer Kindbetterin beizustehen. Weil sie nun dem Mädchen, das sie mit einer Leuchte geholt, willig gefolgt, auch der Warnung gemäß, von den gebotenen Geschenken nichts angenommen haben soll, da hat sie, heißt es, den

Ring empfangen. Andere erzählen freilich die Sache etwas anders. Jene Frau von Alvensleben soll nämlich selbst ein Kind bekommen haben, und wie sie nun einmal des Nachts wachend dalag und an des Kindes wie der Familie Zukunft dachte, kamen die Unterirdischen zu ihr. Es ertönte plötzlich eine wunderherrliche Musik, die Thür ging auf und ein Zug ganz kleiner Leute trat herein. Ein Paar näherten sich mit vielen Verbeugungen ihrem Himmelbett und baten sie um die Erlaubniß, in dem Raum unter dem Ofen eine Hochzeit feiern zu dürfen. (Der Ofen stand nämlich auf vier hohen Füßen, wie das in der Altmark Sitte ist.) Die ganze Sache kam der Frau von Alvensleben zwar wunderbar vor, indessen gewährte sie die Bitte und hörte auch dann die ganze Nacht, wie stets eine feine Musik vom Ofen her ertönte. Als der Tag graute, kamen wieder die beiden kleinen Leute an's Bett und überreichten ihr unter vielen Danksagungen und Verbeugungen jenen Ring und setzten hinzu, sie sollte ihn wohl aufheben, so lange der Ring in ihrer Familie bewahrt werde, werde auch das Glück nicht von ihr weichen. Darauf verschwand der Zug wie er gekommen. Den andern Morgen kam es der Frau zunächst vor, als sei Alles ein Traum gewesen, nur der Ring bewies ihr das Gegentheil. Derselbe wird auch noch heute in Kalbe in der Alvenslebenschen Familie sorgfältig aufbewahrt.

In ähnlicher Weise haben die Unterirdischen öfter freundlich mit den Menschen verkehrt. Doch fürchtete man sie im Ganzen, weil sie die ungetauften Kinder stehlen und ihre Wechselbälge dafür unterschieben sollten. Deshalb läßt man auch noch immer auf dem Lande ein Licht des Nachts in der Stube brennen, bis das Kind getauft ist.

Mit der Zeit aber, heißt es, sind die Unterirdischen immer seltener geworden, besonders als die Leute nicht mehr mit den Eggen die Furchen lang gezogen, sondern in der Runde und dann über Kreuz, ist ihnen das Land verleidet worden und sie sind ganz abgezogen; denn das Machen des Kreuzes können die Zwerge ebenso wenig ertragen als es die Hexen gekonnt.

---

3. Die wilde Jagd.

Eine Sage, welche noch vor allen aus der alten Heidenzeit herstammt, ist die vom wilden Jäger. Besonders knüpft sie sich an waldreiche Gegend. Unter Brausen zieht da die gespenstige Erscheinung meist des Nachts durch die Luft. Man hört lärmende Stimmen und zwischen durch das „Giff Gaff" der Hunde; es ist ein Gejuche, heißt es, daß einem die Haare zu Berge stehen. Dabei fliegt den Hunden Feuer aus Maul und Nase, und der wilde Jäger selbst erscheint oft ohne Kopf, bald zu Fuß, bald zu Pferde. — Gewöhnlich sagt man kurzweg „der wilde Jäger" oder „die wilde Jagd", doch hat man in einzelnen Gegenden dafür noch besondere Namen; so läßt man z. B. bei Prenden im Barnimer Kreis den alten Sparr, den bekannten General aus der Zeit des Großen Kurfürsten, welcher dort in der Gegend ansäßig war, mit der wilden Jagd ziehen, gerade wie in dem westlichen Theil der Uckermark den alten Schlippenbach.

Ueberall weiß man noch viel davon zu erzählen. Ganz in der Nähe von Berlin, in der Jungfernheide, hat sie ein Knecht noch vor 10 oder 15 Jahren einmal gehört, der draußen

beim Vieh war. Es war eine stille Nacht, kein Wind; da kam es an, als wenn 20 Wagen rollten, erst so an der Erde, dann hoch in die Luft; dazwischen tönte das Gegiff und Gegaff der Hunde, und dann rief eine Stimme „Hier her!" und eine andere „Immer drauf!" es war entsetzlich anzuhören. Das Vieh wurde auch so ängstlich und drängte sich in einen Haufen zusammen; als es vorbeigezogen, war Alles wieder still, als wäre nichts gewesen.

Ebenso trieb einmal ein Junge bei Jänickendorf unweit Luckenwalde sein Vieh in der Nähe des Rennebergs. Da hört er plötzlich über sich eine wunderschöne Musik, dazwischen aber ein gewaltiges Heulen und Bellen der Hunde und den Ruf der Jäger. Da hat er sich still zur Erde geduckt, und die wilde Jagd ist über ihn fort gezogen, ohne ihm etwas zu Leide zu thun.

Nicht so gut ist eine Frau im Blumenthal nordöstlich von Straußberg davongekommen. Wie es denn überhaupt im Blumenthal eine verzauberte Geschichte ist, schon mit der dort untergegangenen Stadt, so hörte auch einmal eine Frau, als sie mit andern eines Sommerabends vom Beerensuchen heimkam, von fern ein lautes Hoho, Peitschengeknall und Hundegebell. Da ihr nun ein so arger Lärm im Walde noch nie vorgekommen, fragte sie die übrigen, was das wäre, und erfuhr, daß es die wilde Jagd sei, wurde aber zugleich gewarnt, nicht näher heran zu gehen. Sie aber war neugierig und wollte doch den Zug, von dem sie schon so viel hatte erzählen hören, gern sehen; als sie nun wenige Schritte vorgegangen, wird der Lärm immer gewaltiger, und indem sie sich umblickt, sieht sie das Pferd des wilden Jägers dicht an ihrer Schulter, in demselben Augenblick ist sie aber auch

schon zu Boden gerannt, und der Topf mit all' den schönen Beeren liegt zerbrochen auf der Erde.

Schlimmer freilich ist es noch Einem bei Templin ergangen, der einmal der wilden Jagd begegnet. An einem Sylvesterabend hatte nämlich ein Spielmann in einem Dorf bei Templin zum Tanze aufgespielt und ging um Mitternacht nach Hause. Wie er aber in den Wald kömmt, da hört er die wilde Jagd daherbrausen, und weil er ein furchtsamer Gesell war, versteckte er sich hinter einem Eichstamm. Das half ihm aber nichts, denn die wilde Jagd zog an der Erde hin, kam immer näher und näher, und im Nu stürzte einer der Jäger auf den Baum los und rief: „Hier will ich mein Beil hineinhauen". In demselben Augenblick bekam der Spielmann einen gewaltigen Schlag auf den Rücken und fühlte auch eine große Last auf demselben, so daß er eiligst und in Angst davonlief. Erst in seinem Hause machte er Halt und ward nun zu seinem Schrecken inne, daß er einen großen Buckel bekommen hatte. Da war er gar betrübt, und am andern Morgen lief die ganze Nachbarschaft zusammen, um das Wunder zu sehen. Zuletzt kam auch Einer, der rieth ihm, er solle über's Jahr um dieselbe Stunde sich wieder hinter demselben Eichbaum stellen, da werde ihm geholfen sein. Das that denn auch der Spielmann. Und als es nun gegen Mitternacht ging, da kam auch wieder die wilde Jagd, und derselbe Jäger, wie damals, stürzte auf den Eichbaum zu und rief: „Hier hab' ich vor einem Jahr mein Beil hineingehauen, hier will ich's auch wieder herausziehen". Und im selbigen Augenblick giebt es im Rücken des Spielmanns einen gewaltigen Ruck und — fort war der Buckel.

Namentlich aber darf man nicht in das Halloh der wilden Jagd einstimmen oder ihr nachrufen, sonst wirft's eine Pferdekeule mit dem Ruf herab:

> Hast du mit helfen jagen,
> Musst du auch mit helfen knagen.

und die kann man dann nicht wieder los werden, die ist einem auf dem Rücken festgebannt oder riecht so übel, daß sie das ganze Haus mit Modergeruch erfüllt. Manchmal hat's auch gar eine Menschenlende heruntergeworfen, wie es Einem bei Prenden begegnet ist, wo, wie schon oben erwähnt, der alte Sparr mit der wilden Jagd zieht. Als da ein Bauer in das Halloh mit einstimmte, kam eine Menschenlende herunter und, ehe er sich es versah, saß sie ihm auf dem Rücken und eine Stimme rief:

> Hast du helfen jagen,
> Sollst du auch helfen tragen.

Selbst wenn man unter Dach und Fach ist, kann die wilde Jagd Einem etwas anthun. Das erfuhr einmal ein Herr von Arnstädt in Groß-Kreuz bei Brandenburg. Der lag eines Abends bereits im Bette, als er die wilde Jagd daherbrausen hörte. Nun war er ein gar lustiger und übermüthiger Herr und rief darum hinaus „Halb Part", schlief darauf ein und erwachte erst früh am Morgen. Aber wie war er verwundert, als er die Augen aufschlug! Dicht vor seinem Fenster hing an einem gewaltigen Haken eine große Pferdekeule. Von solcher Jagdbeute hatte er nun freilich nicht der Halbpartner sein mögen, darum ließ er sie fortbringen, aber kaum war's geschehen, hing sie auch schon wieder da. Das kam ihm doch gar wunderbar vor und er

dachte, vielleicht liegt's am Hacken, und ließ den, obgleich es große Mühe kostete, herausziehen, doch mit dem ging's ebenso, er war nur eben heraus, und man hatte den Rücken gewandt, so saß er schon wieder so fest darin, wie zuvor, und die Pferdekeule hing auch wieder da, und so mag sie wohl auch heute noch dahängen.

Aehnlich erging's auch einem Bauer aus Schönermark in der Uckermark. Als der einmal des Abends von Schapow zurückkommt und beim sogenannten Weinberg vorbeifährt, da sieht er den alten Schlippenbach, der dort, wie oben erwähnt, mit der wilden Jagd ziehen soll, mit allen seinen Jägern und vielen fremden Herrn an großen Tischen sitzen, und auf den Tischen standen Braten und allerhand Gebäck die Hülle und Fülle, und da ward gegessen und getrunken nach Herzenslust und auch Karte wurde gespielt, und der alte Schlippenbach hatte sie gerade in der Hand und gab jedem der Reihe nach. Wie das der Bauer sah, sagte er: „Spielt's gut, meine Herren?" Da blickte der alte Schlippenbach auf, sah den Bauer an, ergriff eine Schüttgabel und reichte ihm eine Ochsenkeule hin, indem er sagte: „Hast du mithelfen spielen, mußt du auch mithelfen essen". Der Bauer aber fiel vor Schreck rücklings über in den Wagen und war fast halbtodt, als die Pferde mit ihm in Schönermark ankamen. Erst allmählich kam er wieder zu sich und konnte erzählen, was ihm passirt.

Es ist übrigens kein gewöhnliches Wild, was der wilde Jäger jagt, sondern auch eine solche gespenstige Geschichte, ein eben solches Gespenst. Das hat u. A. einmal ein Pferdeknecht in Priort im Havellande erfahren. Der ist gerade des Nachts in der Koppel und die lag an einem Kreuzweg, da kommt eilig eine Frau dahergelaufen, die bittet ihn, er möge sie

doch über den Weg bringen, — denn einen Kreuzweg können Geister nicht so leicht passiren. Anfänglich wollte er es nicht, aber da sie ihn so flehentlich bat, that er es doch zuletzt, und als sie nun hinüber war, da lief sie so eilig fort, als sie nur immer vermochte, und ward wunderbarer Weise immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch auf den Knieen lief. Gleich darnach kam aber der wilde Jäger mit seinen Hunden daher und verlangte von dem Hirten auch über den Kreuzweg gebracht zu werden, denn er jage nun schon seit sieben Jahren nach jener Frau, wenn er sie aber in dieser Nacht nicht bekäme, so sei sie erlöst. Da brachte ihn denn der Hirt sammt seinen Hunden hinüber, und es dauerte auch nicht lange, so kam der wilde Jäger wieder zurück und hatte die Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen. — Aehnliches erzählt man an verschiedenen Orten, so soll es unter Anderem einem Bauer passirt sein, dem hat der wilde Jäger dann als Dank dafür, daß er ihn über den Kreuzweg gebracht, — ein Stück von einer Pferdekeule abgeschnitten und auf den Wagen geworfen, davon solle er sich morgen eine Suppe kochen. Als der Bauer aber nach Hause kam und es seiner Frau geben wollte, wie erstaunte er, als es ein Klumpen Goldes war.

Der wilde Jäger soll aber verwünscht sein, ewig zu jagen, weil er so von Jagdlust besessen war, wie die Einen sagen, daß er erklärte, wenn er immer jagen könne, so wolle er Gott seinen Himmel wohl lassen. Andere sagen, er hätte am Weihnachtstage oder am Charfreitage oder an einem Sonntage während der Kirche gejagt und sich verschworen, er müsse an dem Tage einen Hasen haben und sollte er ewig jagen! Wegen dieses Frevels jagt er nun noch immer.

---

4. Die Zwölften zur Weihnachtszeit und Frau Harke.

Wenn zur Weihnachtszeit die Tage anfangen wieder länger zu werden, dann athmet der Landmann auf; ihm däucht der schlimmste Theil des Winters vorüber zu sein. Das war auch der Grund, weßhalb unsere heidnischen Vorfahren schon zu dieser Zeit ein Fest begingen, nämlich das der sogenannten Wintersonnenwende. Man nannte diese Zeit und nennt sie noch jetzt in der Mark, wie meist auch im übrigen Norddeutschland, die Zwölften und rechnet sie von Weihnachten bis Groß-Neujahr, d. h. bis zum 6. Januar. Der Landmann merkt sich noch jetzt genau die Witterung des einzelnen Tages; denn in den Zwölften, heißt es, wird der Kalender des nächsten Jahres gemacht, und jedem Tage entspricht in Betreff der Witterung ein Monat des kommenden Jahres. Unsere heidnischen Vorfahren dachten sich eben um diese Zeit die Götter des neuen Jahres wieder einziehend in das Land und feierten bei dem nun wieder zunehmenden Tageslicht den Beginn einer neuen Zeit, welche wieder frisches Leben, wieder Frühling und Sommer den Menschen bringen würde. Eine Menge Gebräuche und Aberglauben, die sich noch jetzt an die Zwölften knüpfen, kennzeichnen diesen Charakter; ja sprüchwörtlich haben sich sogar noch die alten Götternamen im Munde des Volks dabei erhalten, in der Priegnitz wie im Mecklenburgschen der Name des alten deutschen Gottes Wodan, in der Uckermark der seiner Gemahlin Frick, im westlichen Theil der Mittelmark der der Frau Harke. Auch manche Umzüge, welche zu dieser Zeit

auf dem Lande üblich sind, stammen noch aus der Heidenzeit her, so der des sogenannten Schimmelreiters, welchen gewöhnlich drei Männer in weißen Laken darstellen, von denen der eine den Reiter, zwei das Pferd bilden, indem der vorderste sich einen Pferdekopf vorbindet. Man dachte sich nämlich in der Heidenzeit den Gott, der dann einziehen sollte, auf einen Schimmel reitend, und daher stammt der Name. Auch der Knecht Ruprecht oder Niclas, der dann umgeht und die Kinder beten lehrt, ist nur eine andere Form für dieselbe Sache, bloß im christlichen Gewande. — Doch nun zum Einzelnen.

Die Zeit der Zwölften ist eine geheimnißvolle Zeit. Da haben die wilden Thiere besondere Kräfte, und allerhand Spuk, so heißt es, geht um, Werwölfe, Hexen in Thiergestalt und dergleichen mehr. Deshalb nennt man noch stellenweise die Thiere zu dieser Zeit nicht bei ihren wirklichen Namen. Als es noch Wölfe hier gab, hätte kein Schäfer dann das Wort Wolf in den Mund genommen, aus Furcht, er zöge ihn dann herbei*) und noch jetzt sagt man statt Fuchs wohl „Langschwanz", statt Maus „Bonlöper" (Bodenläufer), oder gebraucht ähnliche Umschreibungen. Auch in Betreff der Speisen giebt es dann allerhand Vorschriften, welche sich besonders jetzt noch in Bezug auf den ersten Weihnachtstag und den Sylvesterabend erhalten haben.

*) So läßt Klöden in seinem bekannten Buch „die Quitzows und ihre Zeit" einen Knecht Michel Wolf zu dieser Zeit aus Scherz „Michel Unthier" nennen.

Man darf in den Zwölften, wo die neue Zeit anbricht, nicht alte Frucht vom vorigen Jahr essen, namentlich keine Erbsen und Linsen, sonst wird man, heißt es, krank; was noch in der Natur dann frisch und grün ist, das ist an der Tagesordnung. Der grüne Tannenbaum, Grünkohl, früher auch die dann noch grünende Mistel, alles dies gehörte zu dem Fest, das man in der Hoffnung auf den mit wachsendem Licht wieder sich nähernden Sommer feierte. Der Tannenbaum hat sich unter der Form des Christbaums allgemein gehalten, und am ersten Weihnachtsfeiertag ißt man noch Grünkohl; aber auch Karpfen mit vielem Rogen und sogenannten Mohnpielen am Sylvesterabend, die bringen Segen in's Haus. In der Neujahrsnacht bindet man dann die Bäume mit Stroh (man beschenkt sie, wie es heißt), daß sie gute Frucht tragen.

Vor Allem darf man aber in den Zwölften nicht arbeiten. wer den tûn (Zaun) beklêdt, (wer dann Wäsche macht) mütt den kerkhof beklêden ist ein alter noch allgemein verbreiteter Spruch. Die Götter, hieß es also, bestraften mit dem Tode ein solches Vergehen gegen die heilige Zeit, in der man feiern müsse. — Ebenso darf sich dann kein Rad drehen. Man darf nicht mit Karre und Wagen irgend welche Arbeit vornehmen, vor Allem durfte das Spinnrad nicht gedreht werden. Noch jetzt sagt man drohend, wenn die Mädchen dann den Flachs nicht vom Rocken abgesponnen haben, es würde ihnen schlecht ergehen: Frau Gode, heißt es in der Priegnitz, de Frick in der Uckermark, Frau Harke in der Mittelmark, kommt, wenn die Mädchen nicht abgesponnen haben und zerzaust ihnen die Haare. Auch in einzelnen Sagen treten die genannten Wesen sonst noch auf.

Wenn Frau Gode in der Priegnitz, die Frick in der Uckermark noch mit der wilden Jagd ziehen soll, spielt Frau Harke im Havellande an den weithin sichtbaren Stöllenschen und Camernschen Bergen noch eine besondere Rolle. Namentlich knüpfen sich an die Camernschen Berge noch so viele Erinnerungen in dieser Hinsicht, daß dieselben ihr geheiligt gewesen und sie dort in der Heidenzeit verehrt worden zu sein scheint. Da ist noch der Frau-Harkenberg und der Frau-Harkengrund und bis vor wenigen Jahren lag noch daselbst ein gewaltiger Granitblock, den man den Frau-Harkenstein nannte, ebenso heißt das Straußgras, welches dort viel wächst, noch Frau-Hackenbart.

Frau Harke, heißt es aber in der Sage, soll eine gewaltige Riesin gewesen sein und von ungeheurer Stärke. Wie es von den Riesen erzählt wird, trug auch sie Berge in ihrer Schürze herbei, z. B. den Gollenberg bei Stöllen, oder riß Eichen mit der Wurzel aus, wenn sie einen Stecken für das Vieh gebrauchte. Einmal hat auch sie einen Bauer sammt Ochsen und Pflug, der in der Nähe der Harkenberges ackerte, in ihre Schürze genommen, um damit zu spielen. Als sie aber damit, heißt es, zu ihrem Vater kam, hat er ihr geheißen, alles wieder an seinen Ort zu tragen: „Denn, hat er gesagt, wenn die Kleinen da unten nicht pflügen, können die Großen hier oben nicht backen". Nach Anderen ist es nicht Frau Harke selbst gewesen, sondern ihre Töchter, welche den Bauer mit Ochsen und Pflug in die Schürze genommen und zur Mutter gebracht haben, indem sie sagten: „Sieh, was für kleine Thierchen wir gefunden haben". — Frau Harke's eigentlicher Aufenthalt soll aber im Frau-Harkenberg gewesen sein, dort hat sie eine

Höhle gehabt, die ist aber jetzt verschüttet. In dieser Höhle hatte sie wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Hasen und andere Thiere, die hat sie des Nachts hinein und des Morgens hinaus auf die Wiese getrieben. Oft hat man in den Bergen in der Dämmerung ihren Lockruf „Pickel, Pickel" vernommen und wenn Jäger dagewesen, heißt es, sei sie mit ihren Thieren an ihnen vorbeigehuscht wie die wilde Jagd. Auch sonst ist es vor dem Berge nicht richtig gewesen, wenigstens ist einmal zu einem Kuhhirten, der dort am Mittag gerade seine Heerde trieb, ein kleiner Zwerg mit langem Barte aus dem Berge herausgekommen und hat es ihm wehren wollen.

Den Bau christlicher Kirchen, sagt man, suchte aber Frau Harke vor allem zu stören. In der Nähe von Kotzen und Landin liegt noch ein großer Granitblock, mit dem hat sie die Marienkirche in Brandenburg einwerfen wollen; er ist ihr aber aus der Hand geglitten und dort niedergefallen. Auf den Camernschen Bergen zeigt man auch solche Steine, mit denen hat sie die Dome von Havelberg und Stendal zerschmettern wollen, aber es ist ihr auch nicht gelungen. Als sie den Havelberger Dom einwerfen wollte und ihr der Stein aus der Hand glitt, da stand sie mit einem Bein auf dem Camernschen mit dem andern auf dem Rhinowschen Berge, so gewaltig groß war sie.

Früher erzählte man noch mehr von Frau Harke, z. B. daß sie auch die so berühmten kleinen märkischen Rüben hier eingeführt habe. Als aber der Wald auf den Camernschen Bergen immer lichter wurde und die alten Eichen immer mehr verschwanden, da soll es ihr unheimlich geworden und sie fortgegangen sein aus hiesigen Landen. Das war aber so: Eines Abends kamen zwei Reiter auf

kleinen Pferden an die Arneburger Fähre, welche über die Elbe führt, und meldeten Alles an, kamen dann auch bald wieder, aber außer ihnen war Niemand zu sehen. Als sie jedoch in die Fähre gestiegen, — und der Fährmann hat die größte nehmen müssen, auf der vier Wagen auf einmal überfahren können, — da ist ein gewaltiges Gerassel und Gepolter gewesen, wie wenn ein ganzes Heer einzöge und dieser Lärm hat auch fortgewährt, bis sie drüben am Ufer gewesen. Als sie dort gelandet, hat einer der Reiter dem Fährmann als Lohn eine Metze mit alten Scherben hingeschüttet und darauf sind sie fortgeritten. Der Fährmann aber ist über solche Behandlung ärgerlich gewesen und hat Alles in die Elbe geworfen; nur ein Paar Stücke sind in der Fähre liegen geblieben, und wie er am andern Morgen in dieselbe gestiegen ist, um sie zu reinigen, hat er statt ihrer ein Paar Goldklumpen gefunden.

Das Alles ist aber schon lange her, und immer seltener kommt das Gespräch darauf, und auch nur die Alten kennen noch aus ihrer Jugend das Sprüchwort, welches man den Mädchen zur Weihnachtszeit warnend zuruft: „Macht, daß ihr zu den Zwölften abgesponnen habt, sonst kommt Frau Harke!"

---

5. Eine Hexenfahrt zu Walpurgis.

Zu Wölbern-Abend (Walpurgis-Abend) ziehen die Hexen nach dem Blocksberg, indem sie auf Ziegen, Hähnen, Besen, Ofengabeln und dergleichen dort hinreiten. Diese Sachen nehmen sie, heißt es, wo sie dieselben finden und behexen

auch noch das Vieh in den Ställen, zu denen sie Zutritt finden. Das einzige Mittel ihnen diese Ställe zu verschließen ist, drei Kreuze mit Kreide an jede Stallthür zu zeichnen. Noch vor ungefähr 15 bis 20 Jahren konnte man fast auf jedem Gehöft am 1. Mai morgens die Ställe also verwahrt finden, während die Ofenkrücken und dergleichen Geräthschaften vom Backofen (wo sie sonst frei zu liegen pflegen) entfernt und im Hause für diese Nacht verwahrt waren. Folgende zwei Geschichten erzählt man sich noch im Anschluß an die Walpurgisnacht.

Ein Schäfer besuchte am Abend vor der Walpurgisnacht seine Braut. Als er gegen 12 Uhr auf der Ofenbank wachend, jedoch mit geschlossenen Augen, lag, bemerkte er, daß seine Braut und Schwiegermutter, die ihm schon als Hexen verdächtig waren und wähnten, er schliefe, sich zur Reise nach dem Blocksberg rüsteten. Indem er sich weiter schlafend stellte, beobachtete er sie und bemerkte, daß beide sich die Gelenke mit einem Oel einrieben und dann mit dem Spruche:

„Up un davan
Un nenewegent an".

zum Schornstein hinaus in's Freie fuhren. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, er wollte ihnen nach und erfahren, was sie weiter thun und treiben würden. Er that also wie er gesehen; er rieb sich mit dem Oele ein, welches die beiden hatten stehen lassen, und wollte nun mit demselben Spruche folgen, doch ach! er hatte wohl nicht recht gehört, denn indem er sprach:

„Up un davan
Un allewegent an."

fuhr er zwar ebenfalls zum Schornsteine hinaus, aber überall wurde er gegen geschleudert und kam endlich an Haupt und Gliedern ganz zerschlagen in der Hexenversammlung am Blocksberg an. Wenngleich man anfangs bei dem Erscheinen dieses Eindringlings ein wenig erschreckt war, einen Uneingeweihten unter sich zu wissen, so hatte man sich doch bald darin gefunden. Man gab ihm nämlich eine Klarinette, die er ja zu blasen verstand, und nun mußte er Musik machen, recht lustig, und die Hexen tanzten nach Herzenslust bis kurz vor 1 Uhr. Dann kehrte Jede schleunigst heim, wie sie gekommen war, um mit dem Schlage „Eins" an Ort und Stelle zu sein. Auch unser Schäfer war, wie er gekommen, jedoch die Klarinette fest in der Hand haltend, in seine Heimath zurückgekehrt; als er aber dort angekommen war und sein Instrument näher betrachtete, war es ein todter Kater, auf dessen Schwanzspitze er geblasen hatte.

Ein anderes Mal wollte ein Knecht eine ähnliche Zusammenkunft der Hexen belauschen und hatte sich deßhalb mit anderen Knechten auf dem Felde unter Eggen versteckt, die an dem Platze standen, denn unter solchen ist man vor den Hexen geschützt. Leider aber sah sein Rockzipfel hervor und somit hatten die Hexen Antheil an ihm und faßten ihn daran und entführten ihn hinweg in die Luft. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

---

6. Der Kobold auf der Mühle.

Wenn Jemand früher reich wurde, ohne daß man ihm nachrechnen konnte, wie dies zugehe, dann meinte man, er habe einen Kobold, der ihm Alles zutrüge. Noch jetzt

herrscht stellenweise dieser Aberglaube. Der Kobold wird immer als ein kleiner Kerl beschrieben, der allerhand Gestalt annimmt, auch Thiergestalt, z. B. die eines dreibeinigen Hasen, eines Kalbes mit feurigen Augen. In der Gegend von Müncheberg behauptet man noch in's Besondere, er zeige sich oft in der Gestalt eines Rebhuhns.

Oft treibt er, heißt es, auch seinen Schabernack mit den Leuten und will sich dann ausschütten vor Lachen, wenn er Jemand angeführt hat. Daher stammt noch der alte Ausdruck „wie ein Kobold lachen". So erscheinen denn auch die Kobolde in manchen Geschichten als lästige Gäste, welche man gern aus dem Hause los werden möchte, aber schwer los wird. Einen solchen Kobold gab es nun auch einmal im Havellande oder war es im Ruppinschen, mit dem ist Folgendes dort passirt.

Auf einer einsamen Wassermühle, heißt es, wohnte ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abende an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes Willen laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!" Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Hausthür, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungethüm. „Ach, erbarmt Euch," sagte der Mann, „ich bin ein Bärenleiher (Bärenführer) und weiß mit meinem Thiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier!" — Der Müller kraute sich hinter die Ohren und sagte: „Ja für Euch hätte ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit Eurer wilden Bestie

hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Thier doch nicht nehmen!" — „J," antwortete der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden am Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht thun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette!" — „Das ginge wohl," sagte der Müller, „aber ich muß Euch sagen: Dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebranntes Herzleid angethan. Er rumort dort die ganze Nacht herum, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Muthwillen!" — „Ei," rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!" — Gesagt, gethan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumor in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hie und da ein Quicken und jämmerlich Grunzen. „Horch," sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht". — „Das wird allein sein eigner Schade sein," lachte der Bärenführer. — „Ja, wollte Gott," seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den dicken Kopf zurecht setzte!" — Noch ein heller Schrei, dann war Alles still, und die Männer schliefen wieder ein.

Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis' und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem

Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben. — Wer war glücklicher darüber, als der Müller? — So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunklen Abende, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Thür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möllä, Möllä, lewet juwe jrote schwarte Katt' noch?" Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, deh lewet noch und hett sewen Jungen!" Da schlug der Kobold entsetzt die Thür zu, und ist seitdem nie wiedergekommen.

---

7. Selbergedan und der Wassernix.

Eine Sorge ist es oft auf dem Lande zu verhüten, daß kleine Kinder nicht in's Kornfeld gehen oder dem Wasser zu nahe kommen. So schreckt man sie denn nach alter Weise damit, daß man sagt, im Kornfelde säße eine böse Hexe, die Roggenmuhme, und im Wasser der Wassermann, der die Kinder, welche in sein Bereich kämen, mit einem Haken hinabzöge. Ueberhaupt läßt man im Wasser, wo es tief ist, namentlich in Seen, von denen man sagt, sie seien unergründbar, Nixen wohnen. Wenn der Nix, welchen man sich als ein kleines graues Männchen denkt, sich sehen läßt, ist ein alter Aberglaube, muß bald ein Mensch ertrinken. Ja, von vielen Seen, z. B. vom Rummelsburger See bei Berlin, geht die Sage, „er fordere alljährlich sein Opfer".

Namentlich fürchtet man den Johannistag, aber auch sonst verkehren die Nixen in den Sagen mit den Menschenkindern, haben aber meist immer etwas Tückisches an sich. In dieser Hinsicht soll aber einmal ein Nix an einem Schiffer, wie man an der Havel erzählt, seinen Meister gefunden haben.

War nämlich mal ein Schiffer, der hatte sich vor'n Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er nun genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in der Pfanne über dem Feuer hat, — es war so um die Schummerzeit, — kommt ein Wassernix aus der Havel zu ihm, das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hahn, der hatte eine rothe Kappe auf und stellt sich so neben ihn hin und fragt ihn, wie er heiße. — „Wie ich heiße," sagt der Fischer, „ich heiße Selbergedan". „Na," sagt der Wassernix — und konnte kaum reden, weil er den ganzen Mund voll Padden (Frösche) hatte, — Selberjedan ik bedrippe di" (ich bespeie dich). — „Ja," sagt der Schiffer, „das sollst du einmal thun, dann nehm ich einen Stock und schlag dich krumm und lahm". Aber der Wassernix kehrte sich nicht daran und sagt noch einmal „ik bedrippe di" und ehe sich mein Schiffer es versieht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne. Da nahm der Schiffer seinen Stock und schlug gewaltig auf den Wassernix los, daß dieser ganz jämmerlich anfing zu schreien und alle Wassernixen ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn etwas gethan, daß er so schreie. Wie nun aber der Wassernix antwortete „Selbergedan" und sie das hörten, da sagten sie: „Hast du dir selber etwas gethan, dann ist dir nicht zu helfen" und

damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel; er hat aber nie mehr einen Schiffer „bedrippt".

8. Ein Paar Thiergeschichten.

Man sagt immer, in alten Zeiten haben die Thiere reden können. Sie sprechen aber noch immer, nur versteht ihre Sprache nicht Jeder. So sagt ein Frosch zum andern: „Vaddersch (Vater) Vaddersch! Wennehr back' Jich? Wennehr back' Jich? —" Der andere antwortet: „Morgen! Morgen!" Da sagt wieder der erste: „Dann back' ick ick ick okh! — Dann back' ick ick ick okh!" — Der Bock meckert (im Baß): „Gras werd wohl wären!" Das Lämmchen schreit (im Discant): „Wer werd's erlehwen?" — Ebenso zwitschert die Schwalbe noch ganz deutlich:

„Mein Kistchen, mein Kistchen war ganz voll,
Als ich wiederkam, war Alles verquüßt! —"

Die Thiere sind auch klug. Selbst der Krebs, der doch nur rückwärts fortgehen kann, hat einmal den Fuchs überlistet und ist, als er mit ihm um die Wette lief, eher als jener am Ziele gewesen. Davon stammt noch der Name von Krebsjauche, einem Dorfe bei Frankfurt a. O. Die Sache war aber die.

Es hatte einmal der Krebs mit dem Fuchs gewettet, er wolle mit ihm um die Wette laufen. Das Ziel wurde abgesteckt und alle Thiere standen herum, um zuzusehen, wie das werden würde. Als nun zum Ablaufen gezählt

wurde: Eins — Zwei — und — Drei, da kniff der Krebs sich ganz leise, ohne daß es der Fuchs merkte, in die Haare der Ruthe desselben fest und ließ sich so mitschleppen. Als aber der Fuchs fast am Ziele war, faßte der Krebs mit den Scheeren zu und kniff die Ruthe des Fuchs so stark, daß dieser dieselbe vor Schmerz in die Höh' richtete und den Krebs, der in diesem Augenblick los ließ, über seinen Kopf fort bis an's Ziel schleuderte. Da lachten alle Thiere, weil der Krebs gewonnen, und riefen „Krebs juchhe! Krebs juchhe!" und als später hier ein Dorf gebaut wurde, bekam es zur Erinnerung an jene Begebenheit den Namen „Krebsjuchhe", woraus dann mit der Zeit der jetzige Name „Krebsjauche" wurde.

Durch eine ähnliche List hat auch der Zaunkönig den Adler betrogen und im Wettflug übertroffen. Als die Vögel nämlich einmal dem ordnungslosen und wilden Zustand, der unter ihnen eingerissen, ein Ende machen und sich einen König wählen wollten, beschlossen sie, der solle es sein, der am höchsten der Sonne zufliegen könnte. Da erhoben sich alle Vögel und es war ein gewaltiges Flügelrauschen. Aber allmählich blieb dieser und jener zurück, es wurden immer weniger und zuletzt war nur noch der Adler übrig, der immer der Sonne zustieg. Endlich aber erblindeten auch ihm die Augen, und er mußte umkehren. In demselben Augenblicke aber flog der Zaunkönig, der sich bisher unter einem Flügelgelenk des Adlers versteckt gehalten hatte, hervor und stieg noch ein Ende höher, so daß der Zaunkönig eigentlich gewonnen hatte, und es schien, als müßte er der König der Vögel werden. Das verdroß denn doch aber die übrigen Vögel, daß sie einen so winzigen König haben sollten, der

sich noch obenein die Würde durch List erschlichen hätte, und sie fuhren, wie er herabkam, mit ihren Schnäbeln und Krallen auf ihn ein und hätten ihn schier zerhackt, wäre er nicht in ein Mauseloch gekrochen und hätte sich da versteckt. Deshalb hält er sich auch noch immer an Zäunen und Hecken und baut da sein Nest und heißt zum Spott der Zaunkönig.

---

9. Der letzte Wendenkönig.

An verschiedenen Punkten der Mark spukt noch die Sage vom letzten Wendenkönig. So erzählt man bei Pichelsdorf in der Nähe von Spandau von ihm, daß er dort auf der Flucht beinahe gefangen genommen worden wäre und sich nur gerettet habe, indem er kühn mit seinem Pferde in die Havel hineingesetzt sei und glücklich hindurchgekommen wäre*). Anderseits zeigt man hier oder dort noch sein Grab. So liegt z. B. bei Seeben unweit Salzwedel ein gewaltiges Hünenbette, dort soll, heißt es, der letzte Wendenkönig begraben sein. In der Lausitz scheint fast mehr als die bloße Erinnerung im Stillen fortgelebt zu haben, und da wendische Bevölkerung sich dort erhalten hat, so ist das auch nicht ganz undenkbar. Bis zu den Zeiten Albrechts des Bären hatten nämlich bekanntlich wendische Fürsten ihre Herrschaft bis zur Elbe ausgedehnt und die heidnischen Deutschen, die namentlich im westlichen Theile der Mark aus den Zeiten

*) S. unter den Localsagen die vom Schildhorn bei den Pichelsbergen.

der Völkerwanderung zurückgeblieben waren, sich unterworfen. Als nun aber Albrecht der Bär das Land an der Havel erwarb und die Mark Brandenburg gründete, ward durch den Zuzug deutschen Adels aus dem alten Sachsenlande jenseits der Elbe und deutscher Kolonisten aus Flamland und Brabant die deutsche Bevölkerung bald wieder so gestärkt, daß man die Dörfer, in denen noch Wenden saßen, bald mit Zusatz Wendisch zu bezeichnen anfing, z. B. Wendisch-Beuthen neben Deutsch-Beuthen, und in den Städten in den Innungen Wenden gar nicht aufnahm. So verschwanden denn diese immer mehr, wo sie nicht in so dichter Masse beisammen saßen wie in der Lausitz, in welcher Gegend sie bis auf die neuesten Zeiten ihre Eigenthümlichkeiten bewahrt haben.

Dort also tauchte noch einmal im XVII. Jahrhundert die Sage vom alten Wendenkönig auf, und zwar soll der Große Kurfürst selbst davon erzählt haben. Als er nämlich den Schwiebuser Kreis vom Kaiser als Abfindung für seine schlesischen Ansprüche, wenn auch nicht unter der aufrichtigen Absicht dauernder Ueberweisung, abgetreten erhielt, wollte er selbst das neu erworbene Land in Augenschein nehmen und bereiste es. Der Kurfürst, heißt es, kannte das Gerücht, daß die Wenden noch immer in aller Stille ihren König wählten, und derselbe dann, wenn er auch in gewöhnlicher Tracht einherging und wie Alle lebte, doch in seinem Hause die Abzeichen der wendischen Königswürde bewahrte. Da soll ihm denn in einem großen Haufen von Menschen, der sich, um den Kurfürsten zu sehen, eingefunden hatte, ein junger Wende durch seine auffallende Erscheinung so aufgefallen sein, daß ihm jenes Gerücht einfiel. Aber

ein alter Wende soll die Entdeckung verhütet haben, denn als er sah, daß der Große Kurfürst auf jenen aufmerksam wurde, gab er dem jungen Mann einen derben Stockschlag und trieb ihn wie einen unbefugt dastehenden Müßiggänger fort. So blieb die Sache verborgen; seit der Zeit hat man aber nichts wieder davon gehört.

---

10. Lippold v. Bredow und der Teufel.

In alten Zeiten lebte auf der Burg Friesack Lippold v. Bredow, dem das Ländchen Friesack gehörte. Obgleich es reich an Dörfern, Feldern und Forsten war, so genügte ihm das bei seinem wilden Leben doch nicht, so daß er schließlich mit dem Teufel ein Bündniß machte, eine Sache, von der man früher viel gefabelt hat.

Schon Hartwig v. Bredow, heißt es in der Sage, war dem Teufel ergeben und dieser ihm dienstbar gewesen, so daß er über Stock und Block dahinfahren konnte ohne Schaden zu nehmen, und oft, wenn es noch schneller gehen sollte, fuhr er durch die Luft dahin, ohne daß der Kutscher etwas merkte. So fuhr er auch einmal in gewaltiger Eile von Berlin nach Hause und siehe, plötzlich stand der Wagen und war nicht von der Stelle zu bringen, und es schien, als säße er an einem eisernen Haken fest. Der Kutscher wollte absteigen und sehen, was zu thun wäre, aber Hartwig befahl ihm, er solle sitzen bleiben und sich ruhig verhalten. Es währte auch nicht lange, da zogen die Pferde wieder an und es ging weiter. Der Kutscher wunderte sich,

aber Hartwig sagte: „Wir waren dem Kreuz auf dem Kirchthurm zu Spandau zu nahe gekommen; wärest du abgestiegen, so hättest du den Hals gebrochen!!!"

Solch' ein Bündniß machte nun auch Lippel oder, wie man ihn auch nennt, Nepel Bredow mit dem Teufel und versprach ihm seine Seele, wenn der Teufel ihm jedes Verlangen erfülle, dabei aber machte Lippold die Bedingung, daß er frei wäre, wenn der Teufel einmal ihm in Etwas nicht gewähren könne. Dieser Bund wurde auf dem Teufelsberge im Polzschen Luch geschlossen, der daher eben seinen Namen erhielt. Nun lebte Lippold herrlich und in Freuden, und alle seine Wünsche wurden befriedigt. Dabei verlangte er oft die unmöglichsten Dinge, aber der Teufel that Alles, was er wollte. So wollte er einmal über den See fahren, Viere lang, da mußte ihm der Teufel einen Damm mitten durch bauen, daß er immer gerade zufahren konnte, und hinter dem Wagen mußte er denselben stets gleich wieder abreißen, daß Niemand ihm nachfolgen könnte. Mit der Zeit wurde es aber doch Lippold unheimlich zu Muthe und er ging deshalb tiefsinnig umher und war wie umgewandelt, er konnte gar nichts mehr ausdenken, was der Teufel nicht gleich ausführte. Das bemerkte sein Schäfer, und weil er ein kluger und treuer Mann war, fragte er Lippold nach der Ursache seines Trübsinns. Da erzählte ihm Lippold Alles, und der Schäfer rieth ihm, er solle vom Teufel verlangen, daß er ihm einen Scheffel bis zum Rande mit Gold fülle, den solle er aber in dem tiefen Loch, was oben auf dem Teufelsberg sei, anbringen, und den Boden des Scheffels so einrichten, daß die eine Seite immer herunterklappe, wenn man etwas hineinschütte. Ueber diesen Rath

war Lippold hoch erfreut und that Alles, wie ihm der Schäfer gerathen, und ging in der folgenden Nacht zum Teufel, der auch bereit war seine Forderung zu erfüllen. Die Stunde der Nacht wurde festgesetzt, wo der Teufel das Gold nach dem Teufelsberg bringen sollte. Als Lippold den Scheffel in das Loch eingesetzt, kam auch der Teufel schon keuchend unter einem schweren Sacke voll Gold durch die Luft heran. Aber wie viel der Teufel auch schüttete und schüttete, obwohl er einen zweiten und dritten Sack herbeiholte, der Scheffel wurde nicht voll, denn der lose Boden klappte immer nach unten und das Gold fiel durch. Verwundert rief der Teufel:

> Lippel, Lippel, Lepel (oder Nippel, Nappel, Nepel)
> Wat hest vöörn groten Schepel!

Noch einmal schleppte er einen gewaltigen Sack herbei, der war größer als die andern alle zusammengenommen. Aber es half nichts. Da war die Stunde um, und ärgerlich, daß er überlistet, fuhr der Teufel auf und davon. Dieses Geschäft machte Lippold auf dem Teufelsberg oder wie man ihn auch nennt, den Lippel-Lepelberg, und noch jetzt sieht man oben das tiefe Loch, über dem der Scheffel gestanden.

Schließlich wollte der Teufel aber doch die Sache nicht für richtig anerkennen, und Lippold erlangte nur so viel, daß er ihm einen neuen Termin stellte: „Wenn das Laub abgefallen wäre," oder wie Einige sagen: „Wenn die Bäume ihr grünes Kleid verloren hätten," wollte er ihn holen. Nun hatte aber Lippold schon gelernt, wie man mit dem Teufel umgehen müsse. Als der Herbst da war, und der Teufel kam ihn zu holen, da führte ihn Lippold in seinen Garten, und wie sie da gehen, da zeigt Lippel auf eine Tanne und

fragt ihn, ob die Nadeln nicht auch der Tanne ihr Laub oder grünes Kleid wären, und da konnte der Teufel wieder nichts machen.

Endlich muß er aber doch an ihn gekommen sein, wenigstens behaupten Einige, der Teufel habe ihn geholt. Neben der alten Burg von Friesack hatte Lippel nämlich sein Gerichtshaus. Vor sieben Jahren ist das erst abgerissen worden, und die Steine lagen noch vor Kurzem da. Da hielt Lippel sein Gericht ab. Wie nun die Zeit um war, da setzte sich Lippel in der Stube an den Tisch und schreibt und stellt einen Posten vor die Thüre, daß er bei Todesstrafe Niemand hineinlassen solle. Nun kommt der Teufel und will hinein, der Posten will aber das nicht leiden. Da sagt der Teufel, er werde ihm den Hals umdrehen, wenn er ihn nicht vorbeiließe, und damit geht er vorbei und stößt die Thür auf. Plötzlich giebt es in der Stnbe ein großes Geschrei und wie sie hineinkommen, ist nichts da als die Kleider von Lippel, die liegen an der Erde und gerade darüber an der Decke ist ein großer Blutfleck. Und so oft sie auch darüber gestrichen haben, der Fleck ist immer wieder gekommen. „Meiner Mutter Schwester," sagte ein Erzähler, „hat da im Hause als Magd gedient und ihn gesehen. Ich würde es selbst nicht glauben, wenn sie es nicht erzählt hätte, — aber so!"

Nach einer andern Erzählung soll es aber doch nicht wahr sein. Lippels Frau soll ihn gerettet haben mit dem Kaplan, — es war nämlich noch zur katholischen Zeit, — und der soll auch deshalb von Lippel zum Dank das Rittergut Warsow bei Friesack bekommen haben. Als nämlich der Termin immer näher kam, wo ihn der Teufel holen wollte,

und Lippel, der sonst so lustig, ja wild war, immer stiller wurde und sein Körper sichtlich dabei dahinschwand, schöpfte seine Frau Verdacht, daß etwas nicht richtig sei, und weil sie eine kluge Frau war, besprach sie sich mit verständigen Leuten. Aber kein Heilmittel, das ihr gerathen ward, half. Nun war damals in Friesack ein frommer Kaplan, mit dem besprach sie sich auch darüber und erfuhr von ihm, daß Lippel sich dem Bösen verschrieben hätte. Beide verabredeten nun, wie sie versuchen wollten ihn zu retten. Lippel wurde nämlich immer unruhiger, seine Frau sah ihn oft zittern und ängstlich zusammenschrecken, so oft ein Reiter oder Reisewagen angemeldet wurde. Da sprach sie ihm nun Trost und Zuversicht ein und übernahm es die Ankommenden zu empfangen, und Lippel war es zufrieden und versprach in seinem Zimmer zu bleiben, bis der Fremde sich entfernt hätte.

Da kam denn einst, als es mit Lippel immer übler ward, ein fremd aussehender Reisewagen in den Hof gefahren. Zwei fremdländische Herren stiegen aus demselben. Eilig ging Lippel auf sein Zimmer, während seine Frau hinging sie zu empfangen. Die Fremden waren gar fein von Bildung und erfahren in Kunst und Sprachen und Länderkunde. Doch Lippold's Weib war es gleichfalls und dabei von so großer Anmuth und feiner Rede, daß die Fremden ganz entzückt und es wohl zufrieden waren, ein Mahl einzunehmen und Lippold's Heimkehr zu erwarten, mit dem sie ein Geschäft zu erledigen hätten. Schnell ließ die Gattin die Tafel decken, mit den besten Speisen und labendsten Weinen besetzen und nöthigte darauf die Fremden zum Imbiß. Sie selbst nahm Theil und, obgleich sie ahnte, wen sie bewirthe, war sie doch so unbefangen und liebenswürdig,

daß die Gäste arglos sich ergötzten an Speise und Trank und der lieblichen Rede des Weibes. Jetzt fiel, wie von ungefähr, der Hausfrau das Messer zur Erde, sie bückte sich es aufzunehmen, und da sah sie, daß unter dem Gewande des ältesten der Herren der Pferdefuß hervorragte. Sie erbebte, aber schnell gefaßt, sprach sie: „Verzeiht, Ihr Herren, daß ich Euch auf wenige Augenblicke allein lasse", und damit eilte sie hinaus und sandte, wie verabredet, zum Kaplan. Bald erschien er mit Stola und Weihwedel und harrte außen an der Thür des Speisesaales des Weiteren. Sie selbst war wieder zu den Gästen geeilt und durch erhöhtere Lieblichkeit und fesselnde Rede ergriff sie diese so, daß sie die Zeit außer Acht ließen. Eben jetzt verrann der letzte Augenblick der Stunde, bis wohin der Teufel Macht über Lippold hatte, — da öffnete sich die Thür, und den Weihwedel schwingend, trat mit dem Zeichen des Kreuzes und frommem Machtwort der Kaplan in den Saal. Und voller Entsetzen auffahrend, erheben sich die Gäste und fahren mit Geräusch und unter widerwärtigem Geruch zum Fenster hinaus. So war Lippold gerettet durch Liebe, Frömmigkeit und Klugheit seines Weibes unter Beistand des Kaplans. Dieser erhielt darauf, wie erwähnt, das nahe Rittergut Warsow zum Geschenk, und so gut verbrieft, daß heut noch der Oberpfarrer in Friesack nicht nur die Einkünfte davon besitzt, sondern auch Patronats- und Obrigkeitsrechte hat. Einige behaupten zwar, Warsow hätte der Kaplan schon bei der Gründung von Friesack und der Herkunft der Bredow's erhalten, wovon nachher noch, unter den Sagen des Havellandes, besonders die Rede sein wird.

---

11. Der Markgraf Hans (Johann von Küstrin).

In der Ucker- und Neumark erzählt man noch viel von Markgraf Hans. Manches hat noch einen geschichtlichen Anklang und bestätigt, daß damit der Bruder Joachims des II. gemeint ist, welchem bei der Theilung die Neumark und das Cottbuser Land zugefallen war. Er war, heißt es, ein einfacher und strenger Haushalter, der überall im Lande auf gute Ordnung hielt, und seine Gemahlin war auch eine gute Wirthin; die hat Alles für ihre Kinder selbst gestrickt und genäht*).

„Damit er sich überzeugte," erzählt schon ein alter Berichterstatter nach sagenhafter Ueberlieferung, „daß seine Verordnungen auch überall beobachtet würden, ging er oftmals verkleidet in Dörfern und Städten umher und sah zu, wie es die Leute trieben. Da soll ihm denn manches Abentheuer begegnet sein. Einmal kam er z. B. als ein dänischer Soldat im Lande Sternberg in eine Schenke und ließ sich von der Wirthin den Zustand des Landes erzählen. Die tadelte denn in seiner Regierung bald seinen Geiz, bald seinen Festungsbau (er baute die Festung Küstrin), bald

*) Catharina, geb. Prinzeß von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie hatte bei den Unterthanen große Liebe wegen ihrer Gütigkeit und ward vom gemeinen Mann, wie Coccelius schreibt, immer die Mutter Käthe genannt. Sie war übrigens die Mutter der mildthätigen Kurfürstin Catharina, der ersten Gemahlin Joachim Friedrichs, welche in Berlin auf dem danach benannten „Molkenmarkte" die Milch aus ihrem Vorwerke zu Cöln an der Spree verkaufen ließ und von dem Erlös den Armen zu Berlin und Cöln freie Medicin aus der Schloßapotheke gewährte.

seine Bierordnung. Da kam der Edelmann des Dorfes dazu, der ihn kannte und als dem Landesherrn alle Ehre erwies. Darüber erschrak das arme Weib und fiel ihm zu Füßen. Er aber lachte und sagte, daß sie ihm viel Wahrheit gesagt, die er sonst nicht zu hören bekäme." — „Ein andermal, erzählt derselbe Berichterstatter, „ritt er als ein Fleischer in der Gegend von Quartschen herum; da fiel es ihm ein, einen Schäferknecht auf die Probe zu stellen. Er lag ihm an, ihm heimlich einen Hammel zu verkaufen; da sich aber der Schäfer weigerte, fing er mit ihm an zu zanken, und es kam zu Schlägen. Der Schäfer warf zuletzt dergestalt mit seiner Barte (Spieß) nach ihm, daß sie ihm an dem Sattel hängen blieb. Damit ritt er davon und ließ den Sattel mit der Barte zum Andenken im Marstall aufbewahren".

„Ueberall mußten die Leute auf dem Platze sein, namentlich war er auch sehr hinterher, daß der Weinbau, der damals noch in der Mark florirte, ordentlich betrieben wurde, und auf jede Weise suchte er ihn zu heben. Einen Kammerdiener, der sich einmal ein Faß Wein aus Frankreich hatte kommen lassen, den stellte er zur Rede, weshalb er nicht den Wein tränke, der hier erzielt würde, und den er selbst tränke, und als jener sich nicht fügen wollte, jagte er ihn fort." — Im Uebrigen war er, heißt es, wenn Alles ordentlich und nach seinem Willen ging, ein leutseliger Herr, und auch manches lustige Stückchen erzählt man von ihm, obgleich Andere behaupten, diese Geschichten gingen nicht auf ihn und ebenso wenig auf den aus dem schlesischen Kriege bekannten Markgraf Karl, von dem sie auch wohl erzählt werden, als vielmehr auf die Schwedter Markgrafen. So schwankt man auch, ob das wunderbare Haus in Nieder-

kränig vom Markgraf Hans oder Markgraf Karl erbaut ist. Das hat nämlich einen großen Saal gehabt, der ringsum mit Glasfenstern umgeben gewesen ist, so daß man nicht bloß das ganze Dorf, sondern auch die ganze Gegend mit einem Blick hat übersehen können.

Daß Markgraf Hans es aber gewesen, der Küstrin gebaut, wie schon oben erwähnt, das weiß man noch allgemein. Man erzählt, er hätte nicht gewußt, wie er den Ort, als er fertig war, nennen sollte. Da setzte er fest, wer zuerst in's Thor einpassire, nach dem solle er heißen; das sei nun des Küsters „Trin'" (Catharina) gewesen, und so wäre die Stadt Küstrin genannt worden. Nach Andern hätte Markgraf Hans gesehen, wie er gerade so überlegte, welchen Namen er der Stadt geben solle, daß ein Bursch seine Trine küßte, und einer aus seiner Umgebung habe gesagt: „da küßt Einer seine Trine", und dies sei die Veranlassung zu dem Namen Küstrin geworden.

In den Casematten von Küstrin aber, ist allgemein die Rede, existirt noch heut zu Tage sein Bett. Das hängt angeblich in Ketten, und eine alte Frau soll ausdrücklich gehalten werden, es täglich zu machen. Des Morgens, wird gesagt, ist auch stets eine Grube darin und eine warme Stelle, als hätte Einer darin gelegen. — Zur Franzosenzeit behaupteten sie auch, Markgraf Hans hätte sich öfters dort sehen lassen und manche französische Schildwache vom Wall hinuntergestoßen. Das hatten aber wohl welche aus Rache gethan, die als Patrioten die Franzosen haßten, und nachher hieß es dann bloß immer, „das hätte Markgraf Hans gethan".

---

12. Markgraf Hans und der Suckowsche Kammerherr.

Wenn die bisher berichteten Erzählungen vom Markgraf Hans noch einen geschichtlichen Anflug haben, so werden ihm in anderen, namentlich in der Uckermark verbreiteten Sagen, allerhand Wunderthaten beigelegt. So soll er u. A. das Flüßchen Röhricke mit seinem Zickzacklauf ausgepflügt haben.

In der Neumark hatte nämlich, heißt es, Markgraf Hans einen großen Acker, auf demselben befand sich ein Quell, der keinen Abfluß hatte und das ganze Land versumpfte. Das ward dem Markgrafen endlich lästig, darum spannte er zwei schwarze Stiere vor seinen Pflug — das waren aber nicht ein Paar gewöhnliche Stiere, sondern zwei Teufel — und zog damit eine große Wasserfahre bis in die Gegend von Niederkränig und Nipperwiese, wo er sammt Pflug und Stieren plötzlich über den dortigen Elsbruch fortfuhr und verschwand. Die so entstandene Wasserfahre ist das kleine Flüßchen Röhricke, welches, da die Stiere des Markgrafen, trockenen Boden suchend, immer unruhig kreuz und quer liefen, noch heute in unaufhörlichem Zickzack hinläuft.

Markgraf Hans war überhaupt ein gewaltiger Zaubermeister, so daß Einige von ihm sagen, er hätte auch ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Er konnte nämlich durch die Luft und über das Wasser fahren, als wäre es festes Land. So fuhr er auch einmal zur Nachtzeit durch die Luft nach Freienwalde, und damit es recht schnell ging, ließ er den Kutscher tüchtig darauf lospeitschen. Der mag aber

wohl etwas zu weit ausgeholt haben, und da bleibt seine Peitsche an einem Pfahl sitzen. Schnell will er vom Wagen springen, um sie wieder los zu machen, aber das verbietet ihm Markgraf Hans, indem er meinte, er solle nur ruhig zufahren, es würde wohl auch so gehen. Andern Tages, als sie auf ebener Erde nach Schwedt zurückfuhren, hat er dem Kutscher seine Peitsche gezeigt, die hing an der obersten Spitze eines Kirchthurms; das war der Pfahl gewesen, an dem sie sitzen geblieben. Zum ewigen Andenken soll man die Peitsche dort haben hängen lassen, aber in welchem Dorf es gewesen, das weiß kein Mensch zu sagen. — Auf dieselbe Weise hat er auch einmal seine Schmeerbutte eingebüßt, die gleichfalls an dem Kirchthurm eines Dorfes hängen blieb, und da hängt sie noch.

Ein Mal fuhr auch Markgraf Hans bei Prenzlau über den Uckersee, da kam ein Bauer des Wegs gefahren, der dachte: „Wo der mit seiner großen Kutsche durchkommt, kannst du ja wohl mit deinem Leiterwagen auch durch", trieb die Pferde an und hui! ging's im raschen Fluge über den Uckersee, immer hinter dem Markgrafen her. Als sie nun am andern Ufer ankamen, sah er sich um, weil er doch sehen wollte, wie groß die Strecke sei, welche sie zurückgelegt, aber im Augenblick sanken die Hinterräder seines Wagens, die noch auf dem Wasser waren, tief ein; die Pferde jedoch standen bereits auf dem Trocknen und zogen den Wagen glücklich heraus. Jetzt sah sich auch Markgraf Hans um, erblickte den Bauer und sagte: „Diesmal habe ich Dich mit hinüber genommen, aber probier's nicht wieder, sonst möcht' es so gut nicht ablaufen."

Einige erzählen dies freilich vom Markgraf Karl, dem

Vetter der Schwedter Markgrafen zur Zeit des alten Fritz, wieder Andere vom Suckowschen Kammerherrn, einem aus der Familie der Arnims, die in sehr großer Zahl im südlichen Theil der Uckermark ansässig sind. Dem Suckowschen Kammerherrn soll auch einmal ein Bauer aus Flieth nachgefahren sein, wie er so über das Wasser dahinfuhr. Auf dem Wasser sagte der Suckowsche Kammerherr nichts, aber den andern Tag ließ er sich den Bauer auf sein Schloß kommen und fragte ihn, wie er sich hätte unterstehen können, ihm nachzufahren. „I," sagte der Bauer, „da fahre ich ja schon länger als Sie, gnädiger Herr." „So", sagte der Kammerherr, „das wird sich bald zeigen, ob Du auch solche Kunst verstehst", und hieß ihn am folgenden Tage wieder auf das Schloß kommen. Als nun der Bauer sich einfand, setzte er ihm Fische vor. Der Kammerherr schälte das Fleisch fein säuberlich von seinen Fischen ab, so daß Kopf und Gräten unversehrt blieben, dann setzte er diese in's Wasser, und da waren die Fische wieder lebendig und schwammen lustig davon. Nun forderte er den Bauer auf, das ihm nachzumachen. „Ach", sagte der Bauer, „das ist ja gar nichts, gnädiger Herr", und nahm einen Fisch und zerbiß ihn kurz und klein, daß auch nicht die kleinste Gräte ganz blieb, dann spie er den ganzen Klumpen in's Wasser, und siehe da! auch sein Fisch war wieder lebendig und schwamm davon. Da merkte denn der Kammerherr, daß er mehr könne, als Brod essen, und ließ ihn ruhig gehen.

Derartiges erzählt man sich noch mancherlei vom Suckowschen Kammerherrn und man sagt auch, auf seinem Schlosse liege noch bis auf den heutigen Tag eine alte Bibel, die sei mit gewaltigen Ketten verschlossen; und das sei auch

nöthig, denn darin befinden sich alle sieben Bücher Mosis und darunter auch die zwei, welche in den gewöhnlichen Bibeln fehlen, und in denen, wie die Leute ja behaupten, das rechte Zauberzeug darin steht. Die Schrift des Buches ist aber schon ganz vergelbt und kaum noch lesbar.

Daraus hat der Suckowsche Kammerherr seine Kunst entnommen. Einige Hauptstücke hat er freilich vom Müller Pumpfuß gelernt. Das war ein Müller in der Gegend von Gramzow und einer der größten Tausendkünstler, die es je gegeben. Mit dem ist aber der Suckowsche Kammerherr so zusammengekommen. Er fuhr einmal eines Abends spät nach Haus zurück, und wie er an einen Hohlweg kam, wollten die Pferde nicht weiter und blieben vor einem dunklen Gegenstande, der quer über dem Weg lag, stehen; das war aber Pumpfuß, der hatte sich dorthin gelegt und that, als höre er weder Wagen noch Pferde. Der Kutscher, welcher glaubte, es wäre ein Trunkener, stieg ab, um ihm auf die Beine zu helfen; aber Pumpfuß rückte und rührte sich nicht und machte sich steif wie ein Baumstamm. Da ward der alte Kammerherr zornig und befahl dem Kutscher wieder aufzusteigen und über den Kerl fortzufahren, wenn er denn gar nicht aufstehen wollte. Der stieg auch auf, aber so viel er auch auf die Pferde lospeitschte, sie gingen nicht vorwärts, und der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Da merkte der Kammerherr, daß der Wagen fest gemacht sei — das war auch so ein altes Zauberstück — und hieß den Kutscher noch einmal herunter vom Bock steigen und den Kerl fragen, wer er eigentlich sei, und was er wolle. Als er nun hörte, daß es Pumpfuß sei, sagte er: „den habe ich lange gesucht", und hieß ihn in seinen Wagen

steigen und mit auf sein Schloß fahren, damit er ihm Alles lehre, was er könne. Das that denn auch Pumpfuß, und so lernte denn auch der Kammerherr Alles von ihm, was er wissen wollte. Als er nun nach einiger Zeit glaubte, Alles zu können, fragte er seinen Lehrmeister, ob er ihm auch Alles, was er wisse, gezeigt habe. Wie das nun Pumpfuß bejahte, ließ er einen Scharfrichter kommen, der sollte ihm den Kopf abschlagen, damit er Keinem weiter das lehren könne, was er ihm gelehrt. Pumpfuß that, als wenn gar nichts vor wäre, und ihn die Sache gar nichts anginge. Als aber der Scharfrichter zuhauen will und schon den Arm mit dem Beil hebt, siehe, da bleibt ihm plötzlich Arm und Beil in der Luft stehen, — er ist festgemacht. Da lachte Pumpfuß und sagte: „Das Kunststück habe ich noch für mich behalten" und ging ungefährdet seiner Wege. Der Kammerherr war aber schließlich nur noch froh, daß er ihn so ohne Weiteres los geworden.

---

13. Die Geschichte vom Müller Pumpfuß.

Vom Müller Pumpfuß und seinen Streichen weiß man aber noch in der ganzen Mark zu erzählen, besonders freilich in der Ucker- und Neumark. Er konnte mehr als Brod essen, hatte aber nirgends rechte Ruhe und wanderte gern als Feierbursch umher. Wehe aber den Müllern, wenn sie ihn nicht gut aufnahmen, oder gar die Frau Meisterin überhaupt einen Imbiß versagte, dann spielte er ihnen sicherlich einen argen Possen. Dann geschah es z. B., daß er den

Mühlstein, der so groß war, daß ihn vier Pferde kaum von der Stelle brachten, auf den Nacken nahm und damit auf's Dach kletterte, wo er ihn liegen ließ, so daß der Müller und alle seine Gesellen ihn nachher nur mit der äußersten Mühe wieder herunter brachten.

Einmal kommt er auch so zu einer Mühle, wo der Mann gerade nicht zu Haus ist, und spricht als Feierbursch um Frühstück an. Die Frau setzt ihm Butter und Brod vor, aber in der Ofenröhre hat sie einen Braten für ihren Mann. Pumpfuß, der das merkt, frägt, ob sie nicht noch etwas Fleisch hätte. Die Frau aber sagt nein. Da geht er fort, und sagt nicht Adieu. Mit einem Male hört die Frau über ihrem Schornstein etwas rasseln, und als sie hinaufblickt, ist der Läufer (der oberste Mühlstein) über dem Schornstein und dreht sich wie toll. Da merkt sie, wer der Feierbursch gewesen ist, schickt ihm schnell nach, und läßt ihn bitten, doch zurückzukommen, sie hätte auch Braten für ihn. Pumpfuß läßt sich erst lange bitten, dann aber geht er zurück und frühstückt rechtschaffen. Während er aber frühstückt, ist der Läufer wieder an seinem Ort, und Alles in Ordnung.

Ein anderes Mal kommt er vor einer Windmühle vorbei und hört, daß eben scharf gemacht wird. Er geht hinauf, spricht den Handwerksgruß und frägt: „Ist's erlaubt, scharf zu machen?" Da man ihm antwortet: „Immerzu," so macht er sich daran. Er stellt sich an den Läufer und arbeitet los. Aber Niemand bietet ihm etwas an, weder zu essen noch zu trinken. Endlich wird ihm doch die Zeit zu lang, er steckt den Pickenstiel durch das Loch des Läufers, hebt ihn sich auf die Schulter und geht nach dem Wirthshause. Dort setzt er

den Stein nieder und frühstückt. Aber es dauert gar nicht lange, da kommen Meister und Gesell und bitten ihn, doch nach dem Müllerhause zu kommen. Erst nachdem er sie hat eine Weile zappeln lassen, läßt er sich erbitten, und nimmt den Stein mit. Bei dem Müller aber gab es nachher das Beste aus Küche und Keller.

Wenn es ihm einmal einfiel, Arbeit auf einer Mühle zu nehmen, dann machte er gewöhnlich so viele Tollheiten, besonders wenn eine außergewöhnliche Zumuthung an ihn gestellt wurde, daß man gern froh war, wenn er wieder das Haus verließ. Einst war er Bescheider auf einer Windmühle. Nun kommt eines Tags die Frau Meisterin zu ihm herauf und bittet ihn, ihr ein wenig Kaffeeholz zu hauen. Pumpfuß ärgerte sich über diese Zumuthung, sagte aber scheinbar ruhig, sie möchte nur etwas warten, er würde gleich etwas besorgen. Auf einmal knastert und knistert es gewaltig in dem Kammrade und Getriebe, und siehe da, alle Kämme brechen aus dem Kammrade heraus, und fallen der Frau zu Füßen. „So, da ist Kaffeeholz," sagt Pumpfuß. Aber die Frau ist bleich vor Schrecken und kann kein Wort hervorbringen wegen des großen Schadens in der Mühle. Da dauert sie denn doch Pumpfuß, und er ging nach der Scheune, holt ein Bund Stroh, schneidet die Aehren ab und steckt sie in die Kammlöcher; dann läßt er die Mühle an, und siehe, es geht Alles wieder so frisch wie vorhin. Die Frau hat aber kein Kaffeeholz mehr von ihm gewollt.

Zuletzt hat er aber doch kein gutes Ende genommen. Er kam nämlich nach einer Mühle, die hatte zwölf Gänge, die gingen sämmtlich. Aber es war auch einer da, auf dem durfte Niemand mahlen, der war verschlossen; das war der

dreizehnte, und auf diesem Gange mahlte der Teufel. Der Mühlenmeister versprach nun Pumpfuß, den er kannte, ein hübsches Stück Geld, wenn er ihm den dreizehnten Gang auch freimachte. Da ging er hinein in den Gang und redete mit dem Teufel; der sagte auch ja, er wolle weichen, wenn er ein halbes Jahr lang keine Kunststücke mehr machen und keinen Branntwein mehr trinken wollte. Das versprach auch Pumpfuß und sagte dann dem Müller, er würde in einem halben Jahr wiederkommen, dann sollte der Gang frei sein. Am letzten Tage vor Ablauf des halben Jahres kam er auch wieder. Da machten die Gesellen ein großes Fest und beredeten ihn, daß er trank; die Zeit war aber noch nicht ganz verflossen, es fehlten noch einige Stunden. Als er darauf hinaus ging und nicht wieder kam, gingen sie ihn zu suchen, und wie sie ihn fanden, war ihm das Genick umgedreht. Das hatte der Teufel gethan, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

---

14. Markgraf Karl von Schwedt und Seydlitz.

Was Einige vom Markgraf Hans erzählen, berichten Andere in Ucker- und Neumark, wie schon erwähnt, vom Markgraf Karl von Schwedt aus der Zeit des alten Fritz. Das soll überhaupt ein toller Christ — wie man so sagt — gewesen sein. Oft hat der Kutscher, wenn er so ausgefahren, die Leine fortwerfen und immer auf die Pferde lospeitschen müssen, so daß es in rasendem Lauf über Stock und Stein gegangen. Zuletzt haben alle, die im Wagen

gesessen, herausspringen müssen, um nicht mit Wagen und Pferd jämmerlich zerschellt zu werden. Bei ihm ist auch in seiner Jugend der Seydlitz Page gewesen, der die schwere Reiterei im Preußischen zuerst so recht aufgebracht hat*). Der mußte immer nicht bloß die wildesten Pferde, sondern auch Hirsche aus dem Wildpark besteigen und unter den Flügeln einer klappernden Windmühle hinwegreiten; davon ist er denn aber auch ein Reitergeneral geworden, wie es noch keinen zweiten auf der Welt gegeben hat. Der alte Fritz wurde aber auf Seydlitz bei folgender Gelegenheit aufmerksam. Er ritt einmal über eine Brücke und hinter ihm Seydlitz mit andern Officieren, der war aber erst Lieutenant. Da hörte der König, wie Seydlitz sagte, das sei ein schlechter Cavallerie-Officier, der sich gefangen gäbe, so lange er noch ein Pferd unter sich hätte. „So", sagte der König, und drehte sich um, „was will er denn nun machen, wenn ich ihm jetzt seinen Säbel abfordere?" — „Das, Ew. Majestät", sagte Seydlitz und setzte mit seinem Pferde über das Geländer in den Fluß, und schwamm an das andere Ufer heran. Da hat ihn denn der alte Fritz, wie er an's Land kam, belobt und sofort zum Rittmeister gemacht.

---

*) Bekanntlich war Seydlitz bei dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt Page. Die Volkssage setzt an dessen Stelle seinen Vetter, den unter dem Namen Markgraf Karl bekannten General, welcher unter Friedrich dem Großen in allen schlesischen Kriegen rühmlichst mitgefochten. Derselbe war auch Heermeister des Johanniter-Ordens zu Sonnenburg in der Neumark.

15. Schweden, Franzosen und Russen in der Mark.

[Schlacht bei Zorndorf.]

In vielen Theilen der Mark knüpft sich noch an Erdwälle und dergleichen Anlagen die Bezeichnung „Schwedenschanze". In der Ueberlieferung des Volks ist aber sonst keine Erinnerung aus dem dreißigjährigen Kriege übrig geblieben, als die von den Martern, mit denen die Schweden den armen Leuten ihr Bischen Hab und Gut oder die Angabe des Orts abgepreßt hätten, wo sie es verborgen. Besonders lebt noch davon das Gedächtniß im Havellande, überhaupt im westlichen Theile der Mark fort, wo die Sache noch durch den Einfall der Schweden zur Zeit des Großen Kurfürsten in böser Weise angefrischt wurde, und in der Altmark weiß man noch, wie die Bauern sich damals unter ihrem Landeshauptmann Achaz v. d. Schulenburg zusammengeschaart und sich Fahnen gemacht mit dem brandenburgischen Adler, darunter zu lesen war:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut.

Im Havellande zeigt man auch noch die Horste im Luch, wohin die einzelnen Dörfer bei jenem Einfall ihr Vieh geflüchtet, und bei Rathenow wird noch allerhand davon erzählt, wie der alte Derflinger die Schweden dort überfallen*). Auch im Ländchen Bellin und im Ruppinschen lebt noch Manches aus jener Zeit im Munde des Volks fort. So soll hinter dem Thor der Kirche in Linum ein schwedischer General begraben sein. In Ruppin bezeichnet man noch

*) S. weiter unten bei den Sagen der Stadt Rathenow.

am äußersten Wall, der um die Nordseite der Stadt geht, eine alte Eiche als die Stelle, von welcher der Große Kurfürst den nach Molchow und so nach der Uckermark abziehenden Schweden nachgesehen hätte. —

Im östlichen Theile der Mark hat vielfach die Erinnerung an die Franzosen die an die Schweden verdrängt. Man hört meist bei einem Wall oder einer Verschanzung die Angabe: „Die rührt noch aus der Franzosenzeit her." Auch sonst erzählt man sich noch vielerlei aus jenen Jahren, aber Alles hat mehr einen vereinzelten, anecdotenartigen Charakter und gruppirt sich nicht zu größeren Bildern zusammen. — An der Oder sind es die Russen und der alte Fritz, welche noch im Gedächtniß der Leute fort leben, und da giebt es manche größere Sage. Natürlich aber nimmt Alles eine naive, volksthümliche Gestalt an. Hier eine Probe davon:

Der alte Fritz und die Schlacht bei Zorndorf.

Mein Großvater Kessel, erzählte mir einmal ein Bauer, und der Vater meiner Mutter, der alte Segebart, sind mit bei dem alten Fritz gewesen; sie haben den ganzen siebenjährigen Krieg mit abgelaufen; der eine war Flügelmann auf der rechten Seite, das war der Segebart, der war groß; Kessel war aber nur klein, der stand immer am linken Ende. Die haben oft, als ich noch ein Junge und zu Hause in Ladeburg war, davon erzählt. Einmal habe ich auch als Husar bei einem Bauer in Storkow jenseits Frankfurt in Quartier gelegen, der hat die ganze Gegend genau gekannt und gewußt, wie Alles zugegangen.

Bei Kunersdorf, da ist also der alte Fritz geschlagen worden. Ziethen (sollte Seydlitz heißen) hat auch gar nicht

angreifen wollen, da hat ihm aber der Alte gesagt, er wolle sich wohl wieder schonen mit seinen Leuten. So hat er es denn doch gethan, aber in dem Sumpf, in den sie gerathen, sind viele Reiter bügellos geworden und sind, als die Feinde angerückt kamen, geworfen worden, daß Alles zersprengt worden ist.

Bei Zorndorf aber hat der alte Fritz einem Müller den Sieg zu verdanken gehabt. Der führte ihn durch eine Furth der Oder, daß er unerwartet über die Feinde kam und sie schlug. Wie er drüben war, wollte der Müller fort. „Ne", hat der alte Fritz gesagt: „Papaken, nu bleibt man hier, ihr habt mich hinüber gebracht, nun müßt Ihr auch Alles mitmachen." Wie Alles vorüber gewesen, hat er ihn dann gefragt, was er zur Belohnung wolle. Da hat der Müller gesagt, wer er denn wäre, daß er ihm etwas verspräche. „Ich bin dein König", hat da der alte Fritz gesagt. „Nun," meinte der Müller, wenn er ihm denn etwas schenken wolle; er läge schon lange mit dem Förster um eine große Kiehne in Streit, welche er zu einer neuen Welle an seiner Mühle haben wolle. — Die solle er haben, sagte der alte Fritz, ob er aber nicht sonst noch Etwas wolle; er solle dreist bitten. Da meinte der Müller, da möchte er, wenn er doch der König wäre, ihm seinen zweiten Sohn frei vom Militär geben, daß er diesem dann die Mühle übergeben könne. Das hat der König auch gethan und ihm noch so viel Holz aus dem Forst angewiesen, als er für alle Zeiten zu seiner Mühle nöthig hatte. Das ist Alles geschehen, weil der Müller dem alten Fritz zum Siege verholfen.

---

16. Der preußische Pfiff.

Von Friedrich dem Großen wird in der Neumark erzählt, daß er öfter, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, Abends umher gegangen ist in der Residenz und die Wirthshäuser besucht hat, um zu sehen, was seine Soldaten dort angeben. Einst trifft er auch einen Soldaten in einem Wirthshause, der dort gehörig trinkt und ihn gleichfalls einladet mitzutrinken.

Der alte Fritz läßt sich zwar etwas nöthigen, thut aber doch zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel darauf gehen zu lassen scheint, fragt er denselben: „Aber Kamerad, wo hast Du denn das Geld her; dazu reicht doch Dein Sold nicht hin?" „Ja", sagt der Andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kennte!" „Was ist das, der preußische Pfiff?" fragt der alte Fritz. „Das kann ich Dir nicht sagen", entgegnete der Kamerad, „Du könntest mich verrathen." Diese Antwort machte den König gewaltig neugierig, er dringt in den Soldaten und ruht nicht eher, bis ihm dieser das Geheimniß offenbart. „So höre denn", begann der Soldat, „ich verkaufe Alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden, — was brauche ich zum Beispiel eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst Du?" und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem Könige eine hölzerne Klinge. Dieser that befriedigt und ging weiter. — Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einige Male auf und ab, und als er den

Kameraden von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann hervorzutreten. Als der alte Fritz sich noch einmal genau überzeugt hatte, daß von diesen beiden der eine sein Mann ist, den er gesucht, sagt er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Ziehe sofort Deinen Säbel und haue Deinem Nebenmann den Kopf ab." Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwiedert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl thun? mein Kamerad Nebenmann hat mir ja Nichts zu Leide gethan!" „Zieh", ruft der alte Fritz, „sonst soll Dir Dein Nebenmann den Kopf abschlagen." Da bleibt dem Manne mit dem preußischen Pfiff Nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird," und siehe da, wie er den Säbel herausgezogen hat, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lachte und sagte: „Ich merke, Du verstehst wirklich den preußischen Pfiff."

---

17. Der alte Ziethen als Hexenmeister.

„Es weiß es noch ein jeder preußische Soldat, daß der alte Ziethen ein Hexenmeister war. Er hat das oft bewiesen, und darum konnte ihm auch Keiner so recht was anhaben. Daß er einmal in Schlesien bei Ottmachau mit seinem Regimente mitten durch die Oesterreicher ritt, ohne daß auch nur einem Preußen ein Haar gekrümmt wurde, soll ihm zwar, wie Viele meinen, nur allein dadurch geglückt sein, daß er seine Husaren die Dolmans umkehren

ließ. Allein die Wahrheit ist, daß er die Oesterreicher behext hatte. Das beste Stückchen aber, das er gemacht hat, ist folgendes:

Einstmals traf er mit einer großen Armee von Oesterreichern und Russen zusammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei sich; aber der Feinde waren zehnmal so viel. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Bajonet und Kolbe soviel drein schlagen, wie sie wollten und konnten, und er mochte trommeln und blasen und stürmen lassen, es konnte Alles nichts helfen; als es gegen Abend kam, da mußte er zur Retirade blasen, und sein ganzes Heer zog sich zurück. Das ging aber in guter Ordnung, denn der alte Ziethen sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein, er wollte ihnen dafür stehen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich nur alle hübsch beisammen hielten; und sie wußten, was der Ziethen ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und wie sie den hinter sich hatten, und sie unten in's Thal gekommen waren, ging eben die Sonne unter. Da commandirte der Alte: „Halt, und rühre Keiner ein Glied!" Sie standen Alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen, aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Ziethen selbst kletterte auf einen Eichbaum, und lachte im Stillen darüber, was nun kommen werde, und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast vom Berge heruntergestürzt, Panduren, Kroaten, Ko-

saken und allerlei Gesindel, die meinten die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten sie aber, als sie keinen Feind mehr sahen, und auf einmal in einem großen, dichten Walde sich befanden. Sie fluchten und tobten, und jagten wüthend voran, um jenseits des Waldes ihr Müthchen desto sicherer kühlen zu können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing.

Wie sie nun aber durch waren, stieg Ziethen von seiner Eiche herunter, kreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Male die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder mit Sack und Pack da. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige ein Stück von seiner Nase verloren oder seinen Zopf oder es thaten ihm die Rippen weh, aber schwerer beschädigt war Keiner, und den Kopf hatten sie Alle behalten, und darum machten sie aus den kleinen Verlusten auch nicht viel. Sie konnten auch nicht einmal recht zur Besinnung kommen, denn der Alte commandirte geschwind: „Nun haben wir die Kerls! Nun vorwärts, Marsch!" Und nun ging's in vollem Jagen, wie ein Donnerwetter dem Feinde in den Rücken, daß er mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. — Der alte Fritz wollte sich nachher todt lachen über den Witz, den der Ziethen gemacht hatte."

---

18. Der alte Ziethen kommt nicht in Verlegenheit.

Es giebt eine Menge Geschichten, in denen der alte Fritz mit Ziethen seinen Spaß hat und sich mit ihm neckt, wobei aber Ziethen immer seinen Mann gestanden. Diese

Geschichten sind oft sehr derber Art; eine harmlose ist noch folgende.

Der alte Fritz wollte einmal sehen, wie sich der alte Ziethen helfen würde, und befahl, es solle ihm kein Löffel zur Suppe hingelegt werden. Als sie nun bei Tisch saßen, und die Suppe aufgetragen wurde, sagte er zu Ziethen, der ihm gegenübersaß: „Nun lange Er zu, aber ein Hundsfott, wer heute nicht Alles aufißt." Ziethen that, als merke er die Absicht nicht, ihn in Verlegenheit zu setzen, sondern schnitt sich ruhig einen Löffel aus einer Kante Brot, die er aushöhlte, und aß mit demselben seine Suppe. Wie er aber fertig war, sah er sich lächelnd bei Tische um und sagte: „Mit der Suppe wären wir fertig, aber nun, meine Herrn, ein Hundsfott, wer nicht seinen Löffel ißt", — und damit aß er ruhig den seinigen auf.

Ziethen und der alte Fritz waren auch immer zusammen und sind auch bald nacheinander gestorben; der alte Ziethen starb aber zuerst und hat Quartier gemacht.

---

19. Der alte Fritz.

Wer in der Mark wüßte nicht vom alten Fritz zu erzählen? Namentlich verbreitet und beliebt ist beim Landvolke das Bornemannsche Lied, welches von ihm sagt:

De olle Fritz, Potz Schlag in't Huus!
Dät was en König as een Duus!
Groat von Gestalt woar he just nich,
Dät Groote satt äm innerlich.

Sien Rock und Woams un Stäbelpoar
Was ook det Nie'ste nich von't Joahr,
Oft keek dät Unnerfudder ruut,
He sach drüm doch as König uut.

Sien Wünschelhoot was ok so so,
Sien Krückstock passte ganz derto,
Doch, sprach he mit den Krückstock wat,
He'm se verflucht Respekt gehat.

Sien Ogenstroahl was Sunnenlicht,
Un wer von äm en scharp Gesicht
Bi dumme Striek in Ungnoad kreg,
Dem was, as wenn de Blitz äm schlög.

[Der alte Fritz und der Bauer.]

Ja so war der alte Fritz, aber einmal, heißt es, ist doch ein Bauer über ihn gekommen. Der säete nämlich gerade Erbsen, wie der alte Fritz — es war in der Gegend von Potsdam — dazukam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?" — „Ja", sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht; wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie." Die Antwort hat der alte Fritz sich aber nicht zurechtlegen können, soviel er sich auch darüber den Kopf zerbrochen hat. Der Bauer aber hatte an die Tauben gedacht, welche den gesäten Erbsen nachstellen, weshalb man diese auch auf die verschiedenste Weise gegen jene schützt, und deshalb also gemeint: „Ja; wenn sie (d. h. die Tauben) kommen, dann kommen sie (d. h. die Erbsen) nicht; wenn sie (d. h. die Tauben) aber nicht kommen, dann kommen sie (d. h. die Erbsen)."

[Die Mühle von Sanssouci.]

Keine Geschichte vom alten Fritz ist aber so allgemein verbreitet, wie die von der Mühle von Sanssouci, und wer aus der Mark — und auch wohl weiter her — nach Potsdam kommt, vergißt nicht diese letztere anzusehen. Als nämlich der König sich das Schloß Sanssouci gebaut hatte, wird erzählt, störte ihn das Geklapper einer dicht daneben stehenden Mühle, und er ließ dem Müller sagen, er wolle sie ihm abkaufen, wie viel er haben wolle. Der Müller wollte aber nicht darauf eingehen. Da ließ ihn der König vor sich kommen. „Hör' Er", sagte der König, „seine Mühle stört mich, ich will sie Ihm abkaufen. Wie viel will Er denn dafür haben?" — Der Müller blieb aber dabei, daß er sie nicht verkaufen könne, es sei ein altes Familienerbe, sein Vater und Großvater hätten schon die Mühle gehabt, und er wolle sie auch seinem Sohne hinterlassen. Da wurde der König ärgerlich und drohte, er werde nicht viel Umstände machen, er werde die Mühle abschätzen lassen, wie viel sie werth sei, und dann ihm das Geld geben. Der Müller aber ließ sich nicht einschüchtern und meinte, das würde doch wohl nicht gehen, da müßte es ja in Berlin kein Kammergericht geben.

Da lachte der König und hieß den Müller gehen. Die Mühle aber steht noch heut zu Tage da dicht bei Sanssouci.

20. Berliner Wahrzeichen.

Früher wußte man in Berlin noch viel Geschichten aus alten Zeiten zu erzählen, wo die Stadt noch klein war, jetzt aber, wo so viele Tausende von außerhalb hereingezogen, da ist Alles anders geworden, und die Wenigsten wissen noch, was „die Rippe am Molkenmarkt" zu bedeuten hat oder was es mit dem „Jungfernkissen" für eine Bewandtniß hatte oder warum an der Statue des Großen Kurfürsten vorn ein Kind vor dem Kurfürsten auf dem Pferde sitzt.

An dem Hause an der Ecke des Molkenmarktes und der Bollengasse, der Polizei gegenüber, da hängen nämlich ein paar gewaltige Knochen. Das soll das Schulterblatt und die Rippe eines Riesen sein, deshalb nannte man auch das Haus schlechtweg die Rippe. Dieser Riese soll aber, heißt es, von einem Erdwurm — so nannten die Riesen in ihrem Uebermuth die Menschen, — erschlagen und so groß gewesen sein, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhofe Platz hatte, daher man ihn denn zerstückeln und auf allen Kirchhöfen Berlins hat begraben müssen.

In der Nähe des Molkenmarktes dem Rathhause zu soll überhaupt ehemals die wahre Bärengrube, sagt man immer, gewesen sein, wo sich die Bären aufgehalten haben, und daher ist es auch gekommen, daß Berlin einen Bären im Wappen führt.

Das Jungfernkissen aber war, wie es heißt, im Schlosse in dem kleinen Thurm, welcher an der Spree liegt, den man wegen der grünen Farbe seines spitzen Kupfer-

daches von Alters her, „den grünen Hut" nennt. Da soll nämlich zu der alten Kurfürsten Zeiten das heimliche Gericht gewesen sein. Es war nämlich eine Jungfrau ganz von Eisen, deren Arme waren Schwerter und am ganzen Leibe links und rechts waren auch solche angebracht. Der zum Tode Verurtheilte mußte nun auf eine steinerne Platte dicht vor sie hintreten, dann schlossen sich durch ein Räderwerk die Arme und die Schwerter und umfingen den Unglücklichen und zerschnitten ihn. Der zerhackte Leichnam fiel dann durch eine Vorrichtung hinab in die Tiefe und gelangte so in die Spree. Von dem, der dorthin kam, sagte man, er müsse die Jungfer „küssen" und so nannte man das Ganze das „Jungfernküssen"*).

Mit dem Kinde, das an der Statue des Großen Kurfürsten vorn vor demselben auf dem Pferde sitzt, hat es folgende Bewandtniß. Als der große Kurfürst regierte, war ein gewaltiger Religionskrieg, in dem das Morden kein Ende hatte, so daß selbst oft der Kinder in der Wiege nicht geschont wurde. Nun kam der Große Kurfürst einmal durch ein brennendes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem Hause ein Kind in einer Wiege, das lachte ihn so freundlich an; da hat er es aus Mitleid aufgenommen und vor sich auf's Pferd gesetzt und befohlen, daß man aufhören solle mit Morden. Daher stammt jenes Wahrzeichen. Einige meinen, das sei nicht im dreißigjährigen Kriege, sondern am Tage der Fehrbelliner Schlacht gewesen, da habe der Kurfürst in einem, von den Leuten verlassenen Dorfe, durch das er gekommen, das

*) Vergleiche weiter hinten „die Wahrzeichen von Neu-Ruppin".

Kind weinend vor einer Hütte gefunden und mit sich auf's Pferd genommen, darum habe ihn auch in der Schlacht keine Kugel getroffen; das sei sein Schutzgeist geworden.

Die Statue hat aber noch ein anderes Merkmal, das auch nicht jeder weiß. Das Pferd des Großen Kurfürsten hat keine Hufeisen. Die hat der Meister, welcher die Statue gegossen hat, vergessen, und als er es nachträglich bemerkte, soll er sich deshalb von der Brücke in die Spree gestürzt haben. In der Neujahrsnacht übrigens, sagt man, dreht sich der Große Kurfürst in der Mitternachtsstunde auf seinem Postament um. Die vier Sclaven endlich, die oben um die Statue herumsitzen, das sind nur seine Hauptsclaven, unten im Wasser sitzen aber noch vier andere, bei klarem Wetter kann man sie sehen. Unten an den Pfeilern der Brücke sind nämlich Figuren als Verzierungen angebracht, welche das Volk so deutet.

Außer den erwähnten Wahrzeichen giebt es noch eins aus der Zeit der alten Markgrafen, das ist das steinerne Kreuz an der Marienkirche. Das haben die Berliner zur Strafe setzen müssen, weil das Volk dort einmal einen Probst von Bernau erschlagen hat. Der hatte sich, heißt es, durch die Hartherzigkeit verhaßt gemacht, mit der er die Zehnten eintrieb. Wie er nun einmal — es war gerade Markt und viel Volks zusammengeströmt, — aus der Kirche trat, brach der Unwille gegen ihn los. Von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten und schließlich erschlugen sie ihn. Das ist aber den Berlinern theuer zu stehen gekommen; der Papst hat sie in den Bann gethan — es war nämlich noch zur katholischen Zeit, — und es hat ihnen viel Geld gekostet, daß sie sich wieder aus demselben lösten.

Die übrigen Wahrzeichen stammen aus der Zeit der preußischen Könige her.

Da sind zunächst die Löwen an der Parochialkirche zu erwähnen, welcher das Volk den Namen die Singuhr giebt. Sie hat nämlich ein schönes Glockenspiel und oben am Thurme sind an den vier Ecken Löwen angebracht. Die Sage berichtet nun, die hätten früher alle Stunden gebrüllt, der Magistrat aber habe nicht gewollt, daß es noch ein zweites derartiges Werk gäbe und hätte deshalb dem Meister, der es angefertigt, die Augen ausstechen lassen, damit er nicht noch ein derartiges baue. Da hat er denn gebeten, man möge ihn noch einmal nach dem Thurme führen, und wie er oben gewesen, habe er an einer Schraube gedreht, und seit der Zeit seien die Löwen verstummt. Die Kirche aber liegt in der Klosterstraße.

In der Heiligen Geiststraße aber, an dem Hause Nr. 38, da ist der Neidkopf, der rührt von König Friedrich Wilhelm I., dem Vater des alten Fritz, her. In dem Hause wohnte nämlich zur Zeit dieses Königs ein armer Goldschmid, der aber von früh bis spät fleißig bei der Arbeit war. Der König, der sich um Alles bekümmerte, hatte dies bei seinen Spaziergängen wohl bemerkt und suchte den Meister in seiner Werkstatt auf. Als er auch einen geschickten Mann in ihm erkannte, gab er ihm Verschiedenes zu arbeiten. Wie er nun wieder einmal bei ihm war, um nachzusehen, wie die Arbeit von Statten ging, sah er in dem gegenüberstehenden Hause eine Frauensperson im Fenster liegen, welche die häßlichsten Grimassen schnitt und immer hinüber sah. Da fragte er den armen Goldschmid, was das bedeute, und

als er hörte, daß es die Frau eines reichen Goldschmids sei, der da drüben wohne, und daß die Frau aus Neid, weil er, der König, dem armen Goldschmid seine Kundschaft zugewandt, diesem täglich solche Grimassen schneide, beschloß er, sie zu bestrafen. Er ließ dem armen Goldschmid statt seines kleinen Hauses ein stattliches aufführen und über der Thür einen weiblichen Kopf mit Schlangenhaaren und verzerrtem Antlitz anbringen, damit die mißgünstige Frau so ein Neidgesicht als Warnung immer vor Augen habe. Deshalb nennt man es auch den Neidkopf.

Ein anderes Wahrzeichen, das aus der Zeit des alten Fritz herrühren soll, findet sich noch in der Wallstraße Nr. 25, wo über dem Eingang des Hauses ein Mann abgebildet ist, der eine Thür oder ein Thor auf dem Rücken trägt. Die Einen sagen, es sei dies Bild zum Andenken angebracht, weil dort, wo das Haus jetzt steht, früher das alte Köpnicker Thor gestanden habe, die Andern erzählen davon folgende Geschichte. In dem Hause, heißt es, wohnte im vorigen Jahrhundert ein armer Schuhmacher, der habe einmal in der Lotterie gespielt, und damit das Loos nicht fortkäme, namentlich die Kinder es ihm nicht verbrächten, habe er dasselbe an die Thür geklebt. Da blieb ihm nun, als das Loos wirklich mit einem großen Gewinn herauskam, weiter nichts übrig, als die Thüre auf den Rücken zu nehmen und so zum Lotteriegebäude zu gehen. Zum Andenken daran habe er dann das Bild an dem Hause anbringen lassen, das ihn darstellen sollte, wie er mit der Thür auf dem Rücken nach der Lotterie wanderte.

Aus der Zeit Friedrich des Großen sollen auch noch die 99 Schaafsköpfe an dem Hause am Alexander-Platze

herstammen. Der König hat nämlich, heißt es, dieses Haus, wie so manche in Berlin und Potsdam bauen lassen. Der Mann, dem er es aber baute, soll ein etwas unverschämter Gesell gewesen sein und den König stets mit neuen Bitten belästigt haben, bald wollte er dies, bald das noch an dem Hause gemacht haben. Schließlich quälte er den König noch damit, daß er gern allerhand Verzierungen angebracht haben wollte. Der König hieß ihn gehen, indem er sagte, er werde schon für passende sorgen, und gab nun dem Baumeister den Befehl, eben je 99 Schaafsköpfe an der Façade anzubringen. Bestürzt kam der Mann, als dies geschehen, zum König gelaufen, der aber fertigte ihn mit der Bemerkung ab, er habe ja Verzierungen gewollt; daß sie nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht, er solle sich nur übrigens selbst in's Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.

Wie die Sage sich überall, wo sie etwas findet, ansetzt, hat sie es auch an dem schönen Denkmal Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten gethan, das die dankbaren Berliner Bürger diesem Könige dort gesetzt haben. Eine Marmorader auf dem Stiefelblatt des Königs hat den Glauben erzeugt, das solle eine Flicke bedeuten, und der Künstler habe mit ihr die Sparsamkeit des hochseligen Herrn ausdrücken wollen!

Solche Wahrzeichen mußten sich früher Reisende, namentlich die Handwerksburschen, als das Wandern noch mehr Sitte war, merken; die Kenntniß oder Unkenntniß derselben galt als Beweis, ob der Handwerksbursch an dem Ort gewesen oder nicht. Bei dem Militär hat sich die Sitte erhalten oder vielmehr erneut, indem die Recruten

von ihren Landsleuten meist immer noch mit diesen Sachen bekannt gemacht werden, sobald sie ihnen Berlin zeigen. Mit der Zeit freilich hat die Statue des alten Fritz alles Andere in den Hintergrund gedrängt, sie ist das Haupt-Wahrzeichen in dieser Hinsicht geworden, zu dem zuerst der Fremde hingeführt wird.

---

21. Die weiße Frau auf dem Berliner Schlosse.

An viele alte Schlösser der Mark, sowie an Stätten, wo Burgen und Klöster gestanden und namentlich noch Ruinen vorhanden sind, knüpft sich die Sage, es ließe sich eine weiße Frau dort zu Zeiten sehen. Wo in Alt-Ruppin das Schloß war, da soll eine solche wanken, mit einem Schlüsselbunde am Gürtel, ebenso auf dem Räuberberge bei Föben im Havellande, wo ein Schloß der von Rochow gestanden, desgleichen in Chorin, wo noch Ruinen vom alten Kloster vorhanden sind. So ist auch die Geschichte der weißen Frau auf dem Schlosse zu Berlin ein altes Gespräch. Man hat sie aber hier für eine Art Hausgeist in's Besondere der Hohenzollernschen Fürsten halten wollen und deshalb oft die Meinung aufgestellt, sie sei erst mit diesen aus Franken hier gleichsam eingewandert, da dieselbe Sage auch auf den alten fränkischen Schlössern der Familie vorkommt. Ja weil auch bei den von Rosenberg in Böhmen, die mit den Hohenzollern verschwägert waren, Aehnliches sich findet, wollte man die weiße Frau auch daher ableiten. Sie galt nämlich dort als ein Geist, der sich bei allen außerordent-

lichen Familienvorfällen sehen lassen sollte, bei Todesfällen, wie bei Geburten und Vermählungen. Oft wenn die Ammen, heißt es insbesondere, bei den fürstlichen Kindern eingeschlafen waren und plötzlich aufwachten, dann sahen sie die weiße Frau über der Wiege gebeugt stehen oder das Kind auf ihren Armen herumtragen und warten. Namentlich sollte aber ihr plötzliches Erscheinen einen Todesfall vorherverkünden. Ihre Tracht war ein langes, weißes Gewand und eine gleiche Haube mit langem, hinten zurückgeschlagenem Wittwenschleier. Einige behaupteten, daß, wenn ein Todesfall bevorstände, sie an beiden Händen schwarze Handschuhe trage. Auch in Berlin, wo namentlich die Ansicht überwog, daß sie einen Todesfall in der fürstlichen Familie verkünde, war man dieser Ansicht. Sonst that sie, heißt es, Niemandem, der ihr bescheiden aus dem Wege ging, etwas; überhaupt verschwinde sie meist ebenso plötzlich, als sie unerwartet erschienen.

In Berlin, wird weiter berichtet, habe man zuerst von ihr bei dem Tode des Kurfürsten Johann Georg im Jahre 1598 gesprochen, wo sie sich acht Tage vor seinem Hinscheiden habe sehen lassen. Deshalb behaupteten auch Einige, es sei der Geist der Anna Sydow, der weiland schönen Wittwe des Stückgießers Dietrich, die deshalb auch „die schöne Gießerin" genannt wurde. Joachim II. hatte sie lieb gehabt und zu hohen Ehren gebracht; sein Sohn Johann Georg aber hatte bei des Vaters Tode, trotz des ihm gegebenen Versprechens, sie zu schonen, ein streng Gericht über sie gehalten und sie nach Spandau in den Kerker geschickt. Daher meinte man, ginge sie um, und wollte das Gespenst demgemäß für eine Art Rachegeist halten. Doch drang diese

Ansicht nicht recht durch, aber erscheinen that die weiße Frau, das war sicher. So wollte man sie am December 1619, drei und zwanzig Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund, gesehen haben, namentlich aber war unter der Regierung des Großen Kurfürsten öfters von ihrem Erscheinen die Rede. So im Jahre 1659, ohne daß freilich Etwas darauf erfolgte, aber 1666 strafte sie bös Einen, der ihrer gespottet hatte. Als nämlich einmal wieder viel Gerede von der weißen Frau war, hatte der Oberstallmeister des Großen Kurfürsten, von Burgsdorf, viel gehöhnt und gemeint, ihn gelüste es wohl sie zu sehen. Wie er nun einmal aus den Gemächern des Großen Kurfürsten kommt und die Stiege hinuntergehen will, da tritt die weiße Frau ihm entgegen. Dreist redet er sie an: „Du Alte! hast du noch nicht Blut genug getrunken? willst du noch mehr holen?" „Da krieget sie", sagt ein alter Bericht, „ihn bei dem Hals und wirft ihn die Stiegen hinab, daß ihm sein Wamms platzet und die Rippen krachen, doch ohne weiteren Schaden. Worauf der Kurfürst, das Poltern hörend und das Klagen, den Kammerpagen mit Licht sandte, um nachsehen zu lassen, was es gäbe." — Ein Jahr später — also im Jahre 1667 — behauptete Luise Henriette, des Großen Kurfürsten erste Gemahlin, sie habe, wie sie in ihr Gemach getreten, die weiße Frau an ihrem Schreibtische sitzen sehen, und ihr bald darauf erfolgender Tod gab zur Vermehrung des Geredes von der weißen Frau Veranlassung. Die Folgezeit bürgerte den Glauben an ihr Erscheinen nur immer fester ein. 1688 wollte man sie vor dem Tode des Großen Kurfürsten wieder gesehen haben. Sein Sohn und Nachfolger König Friedrich I. sah sie angeblich wieder selbst vor

seinem Ende und auch beim Ableben seiner Königlichen Nachfolger hat man meist immer von ihrem Erscheinen geredet. Namentlich wollte man vor dem Tode Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1840 wissen, daß sie sich vielfach hätte sehen lassen. Lag doch schon in dem Jahre 1840 überhaupt etwas Geheimnißvolles für die hohenzollernschen Fürsten, daß man seinem Verlauf mit Bangigkeit für den alten, geliebten Herrn folgte. Denn bis auf das Jahr 1540 war immer im Jahre 40 jedes Jahrhunderts ein hohenzollernscher Fürst gestorben: 1440 Friedrich I., 1640 Georg Wilhelm, 1740 Friedrich Wilhelm I. So war die Stimmung überhaupt damals in Berlin eine erregte, und man erzählte sich auch noch von andern Wunderdingen. Es sei nämlich, hieß es z. B. einmal, in einer Nacht ein kleines, graues Männchen zu dem Nachtwächter am Königlichen Marstall in der Breiten Straße gekommen und habe ihn geheißen, einen der Prellpfähle am Thorwege aufzuheben. Zuerst hätte der Wächter nichts davon wissen wollen, wie dasselbe aber immer mehr in ihn drang, hätte er es gethan. Und siehe, es ging ganz leicht, und wie er in das Loch hineinsah, da sah er zuerst das Bild des Königs, dann viel Getreide und endlich lauter Blut. Da sagte das Männchen, das bedeute den Tod des Königs, dann würde theure Zeit kommen und viel Unruhe und Krieg. Das Letztere ging aber, meinten die Berliner später, auf das Nothjahr 1847 und die Unruhen 1848.

Auch 1850, in welchem Jahre bekanntlich ein Attentat auf das Leben Friedrich Wilhelm IV. gemacht wurde, wollten Schildwachen vorher die weiße Frau im Schweizersaal gesehen haben und, obwohl vergeblich, angerufen haben. Der Glaube läßt einmal ihr Erscheinen als möglich gelten, und

die Umgebung mit ihren weiten, im Ganzen wenig erhellten Räumen, die in der Stille der Nacht leicht etwas Unheimliches bekommen, regt immer wieder die Einbildungskraft an.

---

22. Der fliegende Chorschüler.

In vielen Städten der Mark und namentlich in Berlin erzählt man sich folgende Sage:

„Eines Tages verabredeten mehrere Chorschüler mit einander, daß sie auf den Kirchthurm (in Berlin soll es der der Marienkirche gewesen sein) steigen und dort aus den Krähennestern, deren sich eine Anzahl oben befand, die Eier ausnehmen wollten. Diesen Versuch führten sie auch aus und stiegen zum Thurm hinauf; als sie dort ankamen, ward zu einem der Schalllöcher ein Brett hinaus gelegt, welches zwei Schüler hielten, der dritte aber kroch auf diesem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Thurmes Nester zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl derselben, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, welche er dort fand, und als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Theil nicht erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab, weil er sagte, er habe sich allein der Gefahr unterzogen und so wolle er auch allein die Frucht derselben genießen. Da wurden die andern böse und drohten ihm, daß sie das Brett loslassen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Theil seiner Beute abgäbe; er jedoch, der vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte, das sollten sie nur thun, dann würden sie gewiß nichts

bekommen. Aber kaum hatte er das gesagt, so ließen jene das Brett los, und der arme Chorschüler stürzte von der höchsten Höhe des Thurmes hinab. Nun hatte er aber seinen weiten Mantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, so daß sich sogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte und ihn wohlbehalten und unversehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der Käufer und Verkäufer ankam. Ob er jetzt seinen Gefährten ihren Antheil am Gewinn gegeben, weiß man nicht, sie mögen aber auch wohl nicht mehr danach verlangt haben."

---

23. Joachim von Schapelow, der starke Mann.

„Zu den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg lebte zu Berlin ein Edelmann, Namens Joachim von Schapelow, dessen Grabschrift noch lange in der Kirche zu Quilitz vorhanden war, und der wegen seiner verwunderlichen Stärke sehr berühmt gewesen ist. Es gab zu seiner Zeit keinen stärkeren Mann als ihn. Einstmals war ein fremder Fürst nach Berlin zum Besuche des Kurfürsten gekommen; der hatte einen ungeheuer großen und starken Mann mitgebracht, von dem er rühmte, daß kein lebender Mensch ihm an Kraft gleich komme. Das wollte der Kurfürst nicht glauben, indem er vermeinte, sein Schapelow sei stärker. Er befahl diesem daher, sich mit dem Riesen des fremden Fürsten einzulassen. Das waren alle Theile zufrieden, indem der Riese und sein Herr nicht anders vermeinten, als jener werde über den kleinen Märker einen leichten Sieg davon

tragen. Aber Joachim von Schapelow warf bald den fremden Riesen zu Boden, ergriff ihn dann, als derselbe aufstand, von Neuem, hielt ihm beide Hände fest, daß er sich nicht rühren konnte, trug ihn zum Fenster hin und wollte ihn aus demselben hinauswerfen, zum öffentlichen Wahrzeichen seines Sieges. Der Kurfürst aber gestattete ihm das nicht, indeß war er über den Sieg seines Edelmannes so erfreut, daß er ihm erlaubte, aus seinem Weinkeller so viel Wein herauszuholen, als er mit einem Male heraustragen könne. Da sah man erst die erstaunliche Kraft des Schapelow. Er nahm nämlich ein Faß unter den rechten Arm, ein Faß unter den linken, ferner ergriff er ein Faß am Spundloch mit den vier Fingern der rechten und eins mit den vier Fingern der linken Hand; also daß er insgesammt vier Fässer Wein aus dem Keller trug. Als das der Kurfürst gesehen, hat er gesagt: „Schaplo! Schaplo! diesmal mag's geschehen; wir werden dich aber wohl nicht wieder in unseren Weinkeller schicken!"

---

24. Wo man Bernauer Bier holt.

Vor alten Zeiten braute fast eine jede Stadt in der Mark ihr Bier, meistentheils Gerstenbier; Gardelegen braute seinen „Garlei", Brandenburg den „alten" und „jungen Klaus" — nach den Brauern so genannt — Kyritz seinen „Mord und Todschlag", der diesen Namen empfing, weil er leicht zu Kopfe stieg und oft Schlägereien veranlaßte; besonders

berühmt war aber das Bernauer Bier. In einem alten Liede heißt es:

Zerbster, Kroßner und Ruppiner,
Breihan auch von Halberstadt,
Duchstein, Kotbußer, Berliner,
Was man sonst für Tränke hat,
Alles sind zwar gute Säfte,
Doch Bernauer giebt mehr Kräfte.
Diesem müssen alle weichen
Und vor ihm die Segel streichen.

Vom Bernauer Bier wird auch eine besondere Bierprobe erzählt. Sobald es geprüft werden sollte, wurde auf dem Rathssaal etwas davon über die Stühle gegossen. Wenn nun die Rathsherren sich hinsetzten und mit ihren ledernen Büchsen (Hosen) so fest saßen, daß sie beim Aufstehen den Stuhl mit in die Höhe zogen, dann galt es als stark genug und probehaltig.

Von seiner Dauerhaftigkeit und Güte hat man nun in Berlin immer eine alte Geschichte erzählt, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges passirt sein soll. Ein Bernauer Junge, heißt es, war bei einem Berliner Schuhmacher in die Lehre gebracht worden, wo ihm nicht gerade goldene Tage blühten; namentlich führte die Meisterin ein strenges Regiment. Deshalb erschrak er gar sehr, als dieselbe ihm gleich in den ersten Tagen eines Nachmittags, wie einige Gevattersleute zum Besuch einsprachen, eine zinnerne Kanne gab und ihm auftrug, Bernauer Bier zu holen. Daß es Bernauer Bier in Berlin geben könne, der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, zu fragen getraute er sich weiter auch überhaupt nicht, und so wanderte er denn zum damaligen Georgen-, jetzigen Neuen-Königsthore hinaus, um aus

seiner Vaterstadt Bernauer Bier zu holen. Zum großen Erstaunen seiner Eltern kam er spät Abends dort an, und dasselbe wuchs noch, als sie den Zusammenhang hörten. Was sollten sie aber mit dem Jungen machen? Nachdem er ausgescholten, fütterte ihn seine Mutter gehörig auf den weiten Weg und schickte ihn zu Bett, den andern Morgen sollte er wieder zurück nach Berlin. Am andern Tage füllten sie ihm dann auch den Krug mit Bier und gaben ihm noch Eier, Speck und dergl. an die Frau Meisterin mit, damit er sie etwas besänftigen könne. Je weiter aber der Junge unterwegs kam, desto unheimlicher ward ihm der Gedanke, vor die Frau Meisterin hinzutreten. Endlich faßte er einen Entschluß. Er vergrub die Kanne in einen Steinhaufen und ging in die weite Welt.

Viele Jahre waren darüber hingegangen. Es waren damals wilde Zeiten, wo man nicht weiter nach einem solchen Knaben viel fragte; da hielt eines Tages ein Reiter vor dem Hause des Schuhmachers. Es war unser Junge, der, inzwischen herangewachsen, Kriegsdienste genommen und es durch Muth und Tapferkeit bis zum Rittmeister gebracht hatte und nun seinen alten Lehrherrn und die Frau Meisterin, vor der er jetzt sich nicht mehr fürchtete, aufsuchte, als er gerade durch Berlin kam. Die Leute wollten es zuerst gar nicht glauben, daß er der Junge sei, der ihnen mit der zinnernen Kanne, wie die Meisterin sich ausdrückte, durchgegangen wäre. Da bestand er darauf, daß sie alle mit hinauskämen nach dem Steinhaufen auf dem Bernauer Wege, in den er die Kanne vergraben hatte; denn daß der noch da war, davon hatte er sich vorher überzeugt. Da gingen Alle und auch die Nachbarn mit hinaus, und wie man nun

die Steine wegräumte, stand der Krug noch unversehrt da, als man aber gar den Deckel hob, da hatte sich das Bernauer Bier nicht bloß gut gehalten, sondern war wo möglich noch duftender und schöner geworden, denn zuvor.

So die Sage. Trotz aller Güte wurde aber nichts desto weniger allmählich das Bernauer wie alle Gerstenbiere in der Mark durch die Weizenbiere verdrängt, welche nach dem dreißigjährigen Krieg aufkamen, bis in der Neuzeit wiederum das Bairische Bier sie zu verdrängen anfing.

---

25. Die drei Linden auf dem Heiligen Geist-Kirchhof in Berlin.

„Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum Heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrtere Leute noch immer von ihren Eltern gehört haben, drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Aesten den ganzen Raum weithin überdeckten.

Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachsthum erreicht hatten; aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander standen. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn

so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben des Meuchelmordes angeklagt, und sollte, obgleich er noch kein Geständniß gethan, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte That wahrscheinlich machten, den Tod erleiden. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen, und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde, und so statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen. Da wagte der Richter nicht den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet. Dies Urtheil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und siehe da! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben."

---

26. Die Müggelsberge und die Prinzessin vom Teufelssee.

Im Osten von Köpnick bildet die Spree und die Dahme eine Insel, auf welcher sich der Höhenzug der Müggelsberge hinzieht. Dicht mit Wald bestanden bieten sie von ihren freieren Spitzen aus eine prächtige Fernsicht. Nach Norden streckt sich in voller Breite der Müggelsee hin; an seinem Ostende, wo die Spree in denselben eintritt, ragt der Thurm von Rahnsdorf hervor, und weiter hinüber zieht sich ein blauer Streifen von Wald am Horizonte hin, und im Osten und Süden überall nichts als Wald, durch den nur hier und da der Wasserspiegel der Dahme hervorglitzert. Nur nach Westen hin erinnert es an die Cultur der Menschen und die Gegenwart, denn nicht weit davon liegt Köpnick mit seinem Schloß, und am fernen Horizont sieht man bei hellem Sonnenschein die Thürme und Schornsteine Berlins in voller Breite sich ausdehnen. Auf den Bergen und im Walde, da lebt aber noch die Vergangenheit; ein gutes Stück märkischer Sage ist hier haften geblieben.

Zu Zeiten, heißt es, läßt sich auf den Müggelsbergen ein Getöse von Jagdhörnern und Gebell von Hunden hören; es ist „die wilde Jagd", von der man überall in der Mark noch weiß, wo Wald ist, die über die Berge zieht. Besonders aber spricht man viel von der Prinzessin am Teufelssee. Einige sagen zwar, sie ließe sich auf dem Schloß sehen; dort sehe man öfter des Mittags oder des Nachts im Mondenschein ihren weißen Schleier oben von

der Plattform, wo die Kegelbahn ist, herab wehen und höre oft auch deutlich ein Klappen, als ob Jemand die Treppe mit ihren vielen Stufen hinabginge. Das ist aber nicht richtig oder ist etwas Anderes, denn die Prinzessin hat ihr Wesen am Teufelssee. Der liegt am Nordabhang eines der letzten Berge tief im Waldesdunkel. Wenn im Sommer die weißen Wasserlilien darauf schwimmen, und die Sonne durch die Bäume scheint, dann macht er sich ganz schön, sonst aber sieht er mit seinem dunklen, fast schwarzem Wasser, rings vom Moorgrund umgeben, inmitten der dunklen Fichten ganz unheimlich aus. Die Leute sagen auch, er sei unergründlich; und so oft man es auch versucht hat mit den längsten Stangen und Ketten, man ist noch nie auf den Grund gekommen. Dort also soll das Schloß der Prinzessin versunken sein. Andere meinen freilich, es sei in den Berg gesunken, und wo in der Nähe des Teufelssees noch jetzt ein großer Stein liege, dort ginge es hinab; da sähe man sie auch oft des Abends als altes Mütterchen am Stabe gebückt hervorkommen, ein Kästchen schieren Goldes trage sie in der Hand, das solle der erhalten, der sie erlöse, denn wegen Untreue, behauptet man, sei sie von ihrem Bräutigam verwünscht worden. Besonders aber läßt sie sich am Teufelssee selbst sehen, da treibt sie entweder als ein Schwan auf dem Wasser oder sitzt als schöne Jungfer am Ufer und wäscht sich und kämmt ihre langen, blonden Haare, und namentlich kommt sie, heißt es, alljährlich am Johannistage herauf, denn das ist der Tag, wo sie erlöst werden kann. So sah sie einmal ein kleines Mädchen aus Köpnick. Das hatte mit seiner Mutter Beeren im Walde gesucht, war aber von ihr abgekommen und

irrte nun weinend am Teufelssee umher. Da hat es dann die Prinzessin mit sich hinuntergenommen in ihr Schloß und reich beschenkt wieder entlassen.

Es hat ihm auch nichts geschadet, wie jenem andern Kinde, das sich auch am Teufelssee verirrt, und zu dem der Wassermann als ein freundlicher, alter Mann gekommen war und es gespeist hatte. Das hat sich immer wieder nach dem See und dem Manne, der ihm so schönes Essen gebracht hat, zurückgesehnt und ist bald gestorben. Dem hatte es der Wassermann angethan.

Was nun aber die Prinzessin anbetrifft, so muß, wer sie erlösen will, diese in der bestimmten Nacht um 12 Uhr nach Köpnick hinein und dreimal um die große Kirche herumtragen. Einmal hat es auch schon Einer versucht, aber es ist ihm nicht geglückt. Es war ein Fischer aus dem Kietz von Köpnick, den soll die Prinzessin im Traum gerufen und ihm Alles gesagt haben, was er thun müsse. Andere sagen, als er seine Netze am hellen Mittag einmal ausgeworfen, da sei ein mit vier Pferden bespannter Wagen, auf dem eine große weiße Gestalt gesessen, von den Müggelsbergen heruntergekommen; die Pferde hätten aber keine Köpfe gehabt. Das sei die Prinzessin gewesen, und da habe sie ihm Alles angegeben. Vor Allem habe sie ihm aber gesagt, er solle sich ja nicht umsehen und kühn zugehen, es komme, was da wolle, dann werde ihm auch nichts geschehen. Zur bestimmten Zeit stellte er sich auch ein, und zuerst ging Alles ganz gut. Schlangen und anderes Ungethüm kamen ihm in den Weg, er trat auf sie, als wäre es nichts, und schritt weiter. Allerhand Blendwerk kam ihm entgegen, ein großer Wagen mit Mäusen bespannt und andere Unge-

heuerlichkeiten, es rührte ihn nicht. Doch immer schwerer wurde die Prinzessin, so federleicht sie zuerst gewesen; schon war er glücklich nach Köpnick hineingekommen und hatte den Gang um die Kirche angetreten. Es kümmerte ihn nicht, daß die wilde Jagd ihm entgegen kam. Wirre Gestalten, die Köpfe unter dem Arm, mit feurigen Augen; da — bald war er am Ziel, — leuchtete es hinter ihm, als wenn ganz Köpnick in Flammen stände. Erschrocken sieht er sich um, da entgleitet ihm die Prinzessin, Alles ist verschwunden, er hört nur noch ihr Wimmern, mit dem sie wieder versinkt, und zugleich trifft ihn ein Schlag, der ihn niederwirft, daß man ihn besinnungslos dort fand, und er nur noch wenige Tage lebte. Das ist schon lange her, und seitdem hat es keiner wieder versucht. Ueberhaupt hat die Prinzessin sich immer seltener sehen lassen, aber richtig ist es doch nicht am Teufelssee, und passiren thut doch gelegentlich immer noch etwas dort. Es ist noch nicht lange her, da war einmal ein Mann aus Köpnick am Johannisabend nach Müggelsheim — der Pfälzer Colonie, welche jenseits der Berge liegt, — gefahren, so daß es finster war, als er zurückfuhr. Wie er nun an den Teufelssee kommt, stutzen seine Pferde plötzlich und wollen nicht weiter, so daß ihm ganz unheimlich zu Muthe wurde, und er sie nun mit aller Gewalt antreibt. Da bäumten sie sich hoch auf und liefen im gestreckten Lauf davon. Ob die Prinzessin dagewesen, wußte er nicht genau anzugeben, aber in den Fichten ließ sich ein wunderbares Getöse hören, und allerhand seltsame Gestalten flogen zwischen den Bäumen dahin, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich nach Hause kam.

Von solchen Prinzessinnen oder weißen Frauen, die sich

sehen lassen, erzählt man auch sonst noch viel in der Mark an den verschiedensten Stellen; das stammt noch aus der alten Heidenzeit her, wo unsere Vorfahren an derartigen Spuk glaubten und viele solche Erzählungen hatten.

---

27. Das Koboldshaus an der Dahme.

An den Müggelsbergen spukt es aller Orten. Auf der Südseite an der Dahme oder Wendischen Spree liegt ein einzeln stehendes Fischerhaus, das nennt man noch das Koboldshaus, weil ein Kobold dort sein Wesen getrieben. Ein Haupt-Schabernack von ihm war mit den Fischern, wenn sie des Nachts so neben einander auf der Streu lagen und schliefen. Erst machte er sich am Kopfende zu schaffen und zog und zerrte die Einzelnen so lange, bis die Köpfe in einer Linie lagen. Nun waren die Füße aber ungleich. Da sprang er da hinüber und zog wieder so lange an den Füßen, bis diese eine Reihe bildeten. So ging es oft die ganze Nacht hindurch, daß die Leute keine Ruhe fanden. Sie versuchten es auf alle Weise ihn los zu werden, aber vergeblich; nachher ist er dann so fort gekommen, man weiß nicht wie. So leicht wird nämlich keiner einen Kobold wieder los. Das erfuhr auch ein Knecht, der in der Gegend da diente und auch einen Kobold hatte. Als er vergeblich Alles versucht, um ihn los zu werden, so beschloß er in aller Stille fortzuziehen und den Kobold zurück zu lassen. Wie er aber den Abend vor dem Ziehtag über den Hof geht, sieht er den Kobold bei dem Pütten (Brunnen)

sitzen. „Was machst du denn da?“ fragt er ihn. — „J,“ sagte der Kobold, „ich wasche meine Lümpchen aus; morgen ziehen wir ja.“ Da merkte der Knecht, daß er ihn nicht los würde, und ist ruhig geblieben, der Kobold aber auch.

---

28. Der Name von Köpnick und der große Krebs von Stralow.

Im Müggelsee soll vor alten Zeiten ein großer Krebs gewesen sein. Das war aber nicht einer wie der im Mohriner-See in der Neumark, von dem man sagt, daß er an einer Kette liege, und wenn er loskäme, so würde die ganze Welt untergehen, sondern der Krebs im Müggelsee war ein verzauberter Prinz. Das ist eine eigenthümliche Geschichte, und zwar soll damit der Name von Köpnick zusammenhängen. Die Gelehrten sagen zwar, der Name rühre noch aus der alten Wendenzeit her und bedeute so viel als Schanze, Wall; in Köpnick aber hat man es von jeher anders erzählt. Es fischte einmal nämlich ein Fischer im Müggelsee, da kam ein großer Krebs an's Ufer geschwommen und sagte zu ihm, er wolle ihn zu einem reichen Manne machen, wenn er ihn aus dem Wasser nähme und nach dem ersten Orte jenseits der Spree brächte und dort feil böte. Der Fischer nahm ihn auch heraus, vergaß aber, was der Krebs ihm gesagt hatte und bot ihn diesseits der Spree in dem Orte, wo jetzt Köpnick liegt, auf dem Markt zum Kaufe aus. Sobald aber ein Käufer herantrat, rief der Krebs: „Kööp nich! Kööp nich!“ so daß Niemand

ihn kaufen wollte. Da gedachte der Fischer an jene Bedingung und ging jenseits der Spree nach Stralow, wo er ihn nun auch verkaufte. Weil er aber die Bedingung nicht gleich erfüllt hatte, war der Krebs nicht erlöst worden, und das ist der große Krebs, den die Stralauer noch immer am sogenannten Stralauer Fischzug den 24. August zeigen. Der Ort aber, wo der Fischer den Krebs zuerst ausgeboten hatte, erhielt, weil der Krebs immer „Kööp nich, Kööp nich" gerufen, den Namen Köpnick.

---

29. Der Lietzensee und allerhand Spuk in Charlottenburg.

Der Lietzensee, der übrigens früher ein schöner Waldsee war, wie der Grunewalder, ist grundlos, das hat auch Herr von Witzleben gemerkt, der hat in demselben nämlich eine Insel anlegen wollen, aber so viel er auch Schutt und Erde hat hineinwerfen lassen, er hat doch keinen Grund bekommen. Früher erzählten sie immer, es sollte einmal ein Dorf in ihm versunken sein. Einige meinen geradezu, das alte Dorf Lietzow solle dort untergegangen sein, es sei auch dort noch Alles eigentlich Lietzower Feldmark, die Charlottenburger hätten sich da nur so angebaut. Manchmal sollen auch in alter Zeit die Fischer mit ihrem Kahn noch an die Kirchenspitze gestoßen oder mit den Netzen gar daran hängen geblieben sein, weshalb schlecht Fischen in ihm war. Jetzt ist das aber Alles anders geworden. Früher war es auch an manchen Stellen in Charlottenburg nicht richtig.

Gar Mancher soll z. B. einen Schatz in der Schloßstraße Nr. 16 im Vorgarten rechts im Winkel haben brennen sehen, die Flamme kam fußhoch heraus; gehoben hat ihn aber noch keiner. In der Scharrenstraße vom Waisenhause bis zur Fangbrücke, da ging es spuken. Ein alter Arbeiter kam einmal des Weges, da hockte es ihm auf, und er mußte daran schleppen bis zur Brücke, daß ihm nur so der Schweiß herunterlief, dann fiel es plötzlich ab und war verschwunden. Es soll gewöhnlich ein schwarzer Pudel gewesen sein, der hier sein Wesen trieb. Ein solcher ließ sich auch in Lietzow sehen. Da war es aber auch ein dreibeiniger Hase, der kam immer aus einem bestimmten Hause zum Keller heraus. Einmal warf ein Garde-du-Corps — der dort im Quartier lag, als sie noch keine eigene Kaserne hatten, — seinen Mantel über ihn, wie der Hase so da saß, als er des Morgens ganz früh aus dem Stall kam. Aber ohne daß er ihn hatte weglaufen sehen, war das Thier, als er den Mantel fortnahm, weg; und so wunderbar ist es Vielen mit ihm ergangen.

---

30. Die Gründung von Charlottenburg und das alte Lietzow.

Lietzow war ein altes wendisches oder katholisches Dorf. Als Friedrich I. das Schloß bauen und den Ort zu einer Stadt erheben wollte, kam er einst beim Schulzen Wolf, der gegenüber der Kirche wohnte, vorgeritten und ließ ihn sich herausrufen. „Ich will Lietzow zu einer Stadt erheben, sagte er, und eine Pfälzer-Colonie hier ansiedeln, ordentliche Leute. Den Lietzensee und die Steinberge — das Land nach der

Wallstraße und der jetzigen Gohsebrauerei hin — das könnt ihr doch nicht gebrauchen, das müßt ihr hergeben; dafür werdet ihr aber auch Bürger. Von dem Lande will ich 80 Stellen zu je 10 Morgen machen." Damit war die Sache abgemacht, der alte Schulze Wolf hat es oft erzählt, daß er es so von seinem Großvater gehört. Die Lietzower hatten überhaupt früher viel Land, aber sie konnten nichts Rechtes damit anfangen. Sie lebten hauptsächlich von Grütze, Erbsen und Fischen; Leinewand fabricirten sie sich selbst, und höchstens daß sie eine Fuhre Steine oder Holz nach Berlin fuhren, wo sie dieselben für 4 Groschen verkauften. Ursprünglich bestand nämlich Lietzow nur aus 6 Bauer- und 8 Kossätengütern, das Bauerngut zwischen 180—200 Morgen etwa. (Neulich ist ein solches für ein paar mal hundert tausend Thaler ausgeschlachtet worden.) Bis zu den Zelten erstreckte sich ihr Land. Zwischen denselben und dem Kroll'schen Etablissement und der Chaussee, da lagen ihre Flachsfelder und da, wo jetzt der Canal ist, das waren ihre Hegegärten. An der Heydt'schen Brücke war nach Süden die Grenze, Albrechtshof war Kirchenacker und wurde erst 1799 für 200 Thaler und 2 Scheffel Roggen verkauft, die dann mit 120 Thaler abgelöst wurden. Jetzt hat der Besitzer auch einige hundert tausend Thaler dafür bekommen. Die Potsdamer Eisenbahn hat auch Lietzowschen Kirchenacker erworben und giebt noch jetzt 4 Thaler Kanon, ja auch die Böhmische und die Dreifaltigkeits-Kirche in Berlin steht auf Lietzowschem Acker, und es ist erst kürzlich das Verhältniß vollständig gelöst worden. Auch nach Schöneberg hinüber war alles Haide, die ließ Friedrich I. herausschlagen, „denn," sagte er, „ich muß Luft

haben, das Holz könnt ihr bekommen." Und so geschah es. Der ganze Thiergarten war überhaupt früher eine große Wildniß, daß selbst Königin Charlotte, als sie das Schloß baute, einmal dort von einigen Kerlen angefallen wurde. Der Lietzower Kirchhof war eine große Dornhecke. Wenn einmal Einer begraben werden sollte, mußten erst immer die Dornen weggehauen werden. Zäune kannte man damals nicht in Lietzow, nur der Kirchhof hatte einen Zaun; da aber die Unterhaltung desselben den einzelnen Lietzowern oblag und diese ihrer Pflicht in sehr verschiedener Art und Weise nachkommen, bot der Kirchhofszaun einen sehr bunten Anblick. Vor jedem Hause lag ein großer Baumstamm, der diente als Bank, aber auch um den Flachs darauf zu brechen. Wenn die Lietzower noch jetzt all' das Land hätten, wären sie halbe Millionäre. Von den Steinbergen sind übrigens die meisten Steine nach Berlin zum Aufbau der Friedrichsstadt gekommen.

---

31. Das Schildhorn bei den Pichelsbergen.

Bei den Pichelsbergen — einem bekannten Vergnügungsort der Berliner — bildet die Havel einen großen See. Von dem jenseitigen Ufer zieht sich beim Dorfe Pichelsdorf, welches dort nach Spandau zu liegt, eine Landzunge in diesen See hinein, die man den Sack nennt, der gegenüber dann auf der Seite der Pichelsberge nach dem Grunewald zu eine andere weit in das Wasser vorspringt, das Schildhorn genannt. Hier soll in alten Zeiten während eines großen Religionskrieges, wie die Leute dort sagen, ein Ritter,

von seinen Verfolgern hart bedrängt, mit seinem Pferde hindurchgeschwommen sein. Als er nämlich auf seiner Flucht in die Landzunge bei Pichelsdorf gerieth, riefen seine Feinde triumphirend aus: „Jetzt haben wir ihn im Sack." Er aber faßte sich schnell, gab seinem Pferde die Sporen und setzte in die Havel hinein, und wirklich trug ihn sein treues Thier die weite Strecke hinüber bis an das jenseitige Ufer, wo er zum Andenken seiner glücklichen Rettung Schild und Horn an einem Baume aufhängte. Davon heißt die Stelle „das Schildhorn", die andere jenseitige Landzunge „der Sack", weil seine Verfolger ausriefen: „Jetzt haben wir ihn im Sack."

So wird die Sage gewöhnlich in Pichelsdorf erzählt. In Charlottenburg, d. h. im alten Lietzow, sagt man, es sei der letzte Wendenkönig gewesen. Bei Caput sei die Schlacht geschlagen worden, von der er flüchtig gekommen. Er sei glücklich hinüber gekommen, aber sein Adjutant — wie es naiv heißt, — der es auch versucht, sei darin umgekommen. Weiter wird dann angegeben, er sei Heide gewesen und habe, wie er in die Havel gesetzt, gelobt, da seine Götter ihn verließen, wolle er Christ werden, wenn der Christengott ihn rette, und er glücklich hinüber käme. So sei er es denn auch nachher geworden.

Dazu stimmen ältere schriftliche Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte, nach denen es der Wendenfürst Pribislav von Brandenburg gewesen, welcher sich auf seiner Flucht so bekehrt hat. Hiernach spielt dann die Sache zur Zeit Albrechts des Bären in den damaligen Religionskriegen, und unsere Sage führt den bisher dunklen Punkt in der Geschichte dieses Pribislav näher aus und erklärt, wie er aus einem Heiden mit einem Male zu einem so eifrigen Christen

und Freunde Albrecht des Bären wurde. Denn nicht allein daß er plötzlich in frommem Eifer die Götzentempel in Brandenburg zerstörte, schon bei seinen Lebzeiten schenkte er wunderbarer Weise einen Theil seines Landes dem Sohne Albrecht des Bären und setzte diesen dann selbst zum Erben seines gesammten Landes ein, damit es nur fortan christlich bliebe. Irgend ein bedeutsames Ereigniß muß da wohl diesen so entschiedenen Wechsel in seinem Verhalten veranlaßt haben.

Wo aber die Geschichte schweigt, hat die Sage auch ein Recht auf Berücksichtigung, zumal wenn sie sich, wie hier, so sichtlich an das Uebrige anschließt. So hat denn auch König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Schildhorn eine Denksäule errichten lassen — einen Baumstamm aus Sandstein mit Andeutung der Zweigknorren, an dem ein metallenes Schild hängt, während auf demselben ein Kreuz aufgerichtet ist, — und Jeder, der diese Gegend besucht, gedenkt der Zeiten, wo hier an der Havel nach hundertjährigen, blutigen Grenzkriegen einst christliches und deutsches Wesen den Sieg davon trug über die heidnische Wendenherrschaft, und unter dem Zeichen des Kreuzes der Grund gelegt wurde, auf dem dann der brandenburgisch-preußische Staat emporwuchs.

---

32. Der gespenstige Wagen im Grunewald.

Mit dem Geistersehen ist es eine eigene Sache. Es giebt angeblich viele Menschen, die Geister sehen, aber nicht Alle in gleicher Weise. Der Eine kann es bei Tag und Nacht, ein Anderer nur bei Nacht und Mancher auch wieder nicht so oft

wie ein Anderer. Hiervon ein Beispiel. Kühne, Grunow und Tübbecke, drei Fischer, waren einmal von Tiefwerder aufgebrochen, um im Grunewalder See zu fischen. Tübbecke schob die Karre, Grunnow zog sie, und Kühne ging so ein Ende hinterher. Es war im Herbst, ganz früh und noch dunkel. Da sah Kühne auf einmal ganz deutlich in der Dunkelheit einen Wagen, mit Pferden bespannt, vorbeifahren, und auf dem Wagen saßen zwei Männer. Aber der Wagen klapperte nicht, die Räder knarrten nicht, auch die Männer sprachen nicht, lautlos zog Alles vorbei. Da merkte Kühne, daß es Geister wären, er traute sich aber nicht zu sprechen, weil es noch dunkel war. Als es aber heller wurde, fragte er die Andern, ob der Wagen bei ihnen auch so still vorbeigefahren wäre. Grunow und Tübbecke wußten aber von nichts; sie hatten gar keinen Wagen gesehen, obwohl sie auch sonst Geister sehen können.

---

33. Schloß Grunewald.

Im Grunewald ist manche Stelle, wo es nicht recht richtig sein soll, vor Allem aber spukt es im Grunewalder Schloß. Die obengenannten Fischer waren auch einmal zur Herbstzeit im Schloß und hatten sich, nachdem sie bis spät am Abend gefischt, müde in dem Seitengebäude in einem eine Treppe hoch gelegenen Zimmer zum Schlafen hingelegt. Sorgfältig hatten sie die zwei Thüren, sowohl die unten an der Treppe, als auch die andere, welche oben vom Treppenflur in das Zimmer führt, zugemacht. Auch die dritte Thür, welche nach der angrenzenden Kammer geht,

war fest zu, wie sie ja auch keiner ohne die zugehörige Klinke überhaupt öffnen kann. Als sie nun im tiefen Schlafe lagen, kam es laut und vernehmlich „trott, trott" die hölzerne Treppe herauf, die Stubenthüre flog auf und sausend stürzte es durch die Stube. Die Kammerthür öffnete sich, und heulend wie ein Sturmwind zog's in die Kammer hinein. Dann war's still im Zimmer. Da mit einem Mal fuhr es aus dem Schlott und polterte den Ofen hinab. Wieder war dann Alles still. Die Männer aber waren gleich anfangs aufgewacht und zitterten und bebten vor Entsetzen, eiskalt fuhr es ihnen durch Mark und Bein, es wagte keiner aufzusehen, sondern Alle zogen sich ihre Mäntel über's Gesicht, als es bei ihnen vorbeiging. Als aber das Tosen und Poltern im Ofen vorbei war, fuhren sie auf und im Nu, sie wußten selbst nicht wie, waren sie die Treppe hinunter und stürzten über den Hof in die Kutscherstube, erst da wagten sie aufzuathmen. — Ein anderes Mal passirte Aehnliches, als sie in der Kutscherstube selbst schliefen. Da öffnete sich plötzlich die Pferdestallthür, und der Kutscher kam zitternd zu ihnen in die Stube, und hinter ihm raste es wie ein Wirbelwind, riß die Flurthür auf und fuhr durch den schmalen Flur nach dem Hofe hinaus. Wie sie da an's Fenster eilten, sahen sie mit Schrecken, wie es im Mondschein wild auf dem Hofe und an den Wänden der Gemäuer herumjuchte und tobte wie die wilde Jagd und ganz deutlich eine weiße Gestalt herumstürmte. Derartiges wollen die Leute, die dort verkehren, öfters erlebt haben. Namentlich soll aber der alte Kellermeister (der auch auf dem Bilde am Eingang abgebildet ist) des Nachts um 12 Uhr noch oft die große Wendeltreppe des Schlosses herabkommen und mit

den Schlüsseln klappern. Auch fangen manchmal die alten großen Bratspieße unten in der gewölbten Küche sich von selbst an zu drehen. Das Leben, was hier früher gewesen zu der alten Kurfürsten Zeiten, meinte dabei der Erzähler, ist noch nicht vollständig zur Ruhe gekommen, und damals ist auch Manches passirt, was jetzt nicht mehr vorkommt. So soll in einem Zimmer des südlichen Flügels einmal Jemand eingemauert worden sein. Einige meinen, es sei die schöne Gießerin Anna Sydow gewesen, welche Kurfürst Joachim lieb gehabt, und deren Geist nun noch spuke, Andere behaupten, es sei eine Hofdame, welche er geliebt, und die seine Gemahlin während seiner Abwesenheit lebendig da hat einmauern lassen. Wunderlich sieht die Stelle allerdings aus, zumal eine kleine Wendeltreppe im oberen Stock sich gerade an sie anschließt und früher von dort auch nach unten geführt zu haben scheint; wer weiß aber, ob da überhaupt etwas eingemauert, und die Treppe nicht einfach abgebrochen und die Stelle zugemauert ist?

---

34. Ein Stück märkischer Geschichte in den Kirchen zu Kl. Machenow und Dahlem.

Es lohnte sich einmal zu sammeln, was noch in märkischen Kirchen in Denkmälern, Fahnen u. dgl. von der Vergangenheit redet. Ein gutes Stück brandenburgischer Geschichte findet sich z. B. in der Kl. Machenower Kirche beisammen, einem alten Besitz derer v. Hake. Wir notiren u. A. drei Brüder von Hake, die unter dem großen Kurfürsten in den Türkenkriegen fielen, der Eine bei Erstürmung von Serimvar durch

die Türken, der Andere im Passe Kirment in Ungarn, ein Dritter bei der Eroberung der Festung Ofen. Dann hängt da eine Fahne, welche, „dem Herrn Ernst v. Schlabrendorf, Obrist-Wachtmeister in des Obristlieutenants von Grumkow Esquadron-Dragoner, gefallen 1675 bei Fehrbellin und in der Dahlemschen Kirche beigesetzt, von seiner versprochenen Liebsten Hedwig Margaretha von Hake zu Ehren und Gedächtniß aufgehängt worden," und so geht es fort, bis zu denen, welche 1813 und 1815 „mit Gott für König und Vaterland" auszogen.

Auch die Kirche zu Dahlem bietet derartiges von dem ausgestorbenen Geschlecht derer v. Wilmersdorf. Besonders giebt ein Leichenstein daselbst fast ein vollständiges Lebensbild damaliger Zeit. „Cuno Hans v. Wilmersdorf", heißt es, „ward 1638" — also mitten in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges — „zu Cölln a. d. Spree" — wohin die Familie sich vielleicht vor den Kaiserlichen und den Schweden geflüchtet — „geboren. Nachdem er seine Studien" — wahrscheinlich zu Frankfurt — „absolvirt," sehen wir ihn als ächten märkischen Junker in des großen Kurfürsten Heere „sich im Kriege" — dem schwedisch-polnischen — „versuchen, bis die Truppen 1660" — also nach dem Frieden von Oliva — „abgedankt." „Weil er nun der einzige vom Geschlecht," heißt es weiter, „hat er sich der Güter (Teltow, Dahlem, Markee, Busikow u. s. w.) annehmen müssen, weshalb er sich um eine Gehülfin, als damals Fräulein Catharina Elisabeth v. Hacken, aus dem Hause Machnow beworben, welche ihm auch den 11. November 1660 in der Kirche zu Teltow im Beisein vieler vornehmen Leute und Freunde angetraut worden, mit welcher er auch beinahe 51

Jahr eine christliche und friedliche Ehe beschlossen und in derselben 12 Kinder — 2 Söhne und 10 Töchter — gezeuget. Als aber seine Ehefrau am 28. September 1711 selig verstorben, ist er im traurigen Wittwerstande bis an sein Ende verblieben;" 83 Jahre ist er dann selbst alt geworden — also 10 Jahre hat er im traurigen Wittwerstande, ohne sich wieder zu verheirathen (!) gelebt. — 1714 geleitete er noch, wie uns ein anderer Leichenstein lehrt, seinen einen Sohn zur Gruft, „der nach vielen Fatiguen, in denen er sowohl in Ungarn als Brabant zehn Campagnen wirklich mit beigewohnt, zu Dahlem plötzlich unverheirathet gestorben." —

Hier, wie auch sonst, zeigt sich, wie seit des Großen Kurfürsten Zeiten das Kriegshandwerk wieder zu Ehren gekommen ist im Lande Brandenburg; wie aber auch früher zum Theil die märkischen Junker ihrer Kriegslust zu Liebe an allen Ecken der Welt mit zu Felde gelegen haben, das zeigt u. A. Joachim v. Röbels Grabstein in dem benachbarten Spandau, der folgende Inschrift im Jahre 1572 bekam:

Der Edel und viel kühne Held/
Jochim von Röbel/ ich Dir meld/
Von jugent auff mit gutem raht/
Gar manche Schlacht besuchet hat/
In Holstein, Fühnen, Copenhagen/
In Ungern, Frankreich thet ers wagn.
Der Graff von Aldenburg sein muth
Gespürt/ Der Sachs ihm auch war gut/
Zu Wacht- und Rittmeister ihn macht/
Feldmarschalck ihn für Magdeburg bracht.
Die Clausen auch halff nemen ein.
In Ungern Marschalck muß er seyn

Feldmarschalck im Braunschweiger Land
War er/ braucht ritterlich sein Hand/
Da Hertzog Moritz fiehl der Held/
Feldmarschalck er war kühn im Feld.
Feldmarschalck er für Gotha kam/
Churfürst August ihn mit sich nam.
Zu Spandow er im Christmond kalt
Starb sieben und funffzig jahr alt.
Die jahrzahl funffzehn hundert war/
Dazu noch zwey und siebenzig jahr.
Allhier er auch begraben ist:
Gott hab sein Seel zu aller Frist.
Sein Erben ihm dis Grabes zierd
Gesetzt han/ wie sichs denn gebürt.

---

35. Kohlhasenbrück.

In der Nähe von Potsdam, an der Eisenbahn nach Berlin, liegt Kohlhasenbrück, welches von Hans Kohlhase, einem Berliner Roßkamm, der zur Zeit Kurfürst Joachim I. und II. einst viel von sich reden gemacht, den Namen bekommen hat. Die Sache ist recht charakteristisch für jene Zeiten und war folgende.

Hans Kohlhase war ein angesehener Bürger zu Cölln an der Spree, der einen nicht unbedeutenden Pferdehandel betrieb. Was seine Bildung anbetrifft, ist bezeichnend, daß er sogar Lateinisch verstand. Einmal kam er nun mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junker von Zaschwitz angehalten; er sollte sich ausweisen über die Pferde, es wären

sicherlich gestohlene. Vergeblich daß er seine Unschuld betheuerte, die Pferde wurden zurückbehalten. Da klagte er seinen Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und der erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker von Zaschwitz zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren dieselben aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhase sich weigerte, sie zurückzunehmen und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren, und er nicht zu seinem Recht kommen konnte, da sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er des Junker von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind fortan sein wolle, bis er zu seinem vollen Recht und zu vollem Schadenersatz für Alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schaar verwegener Gesellen begann er auch nun das sächsische Land auf jede nur mögliche Weise zu schädigen und trieb bald die Sache so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg selbige beizulegen beschlossen und beiderseitig einige ihrer Räthe nach Jüterbock schickten, wohin auch Kohlhase kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Der kam auch mit einem Gefolge von 40 Pferden, aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war, und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von Neuem begann Kohlhase das sächsische Land heimzusuchen, ja er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Kohlhase Eindruck, und heimlich

kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach sich der Sache anzunehmen, aber es war vergeblich und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Kohlhasen auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte bekamen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da kam Kohlhase, auf den Rath eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt mit Namen, auf den Gedanken, sich an seinen Kurfürsten selbst zu machen und ihn zu veranlassen, um dem Wesen ein Ende zu machen, sich wirksamer seiner anzunehmen. Er überfiel den Kurfürstlichen Factor Drezscher, der mit Silberkuchen aus dem Mansfeldschen unterwegs war, in der Gegend, wo jetzt Kohlhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberkuchen fort und versenkte sie unter der Brücke in der Telte, einem kleinen Nebenflüßchen der Nuthe. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmid gefahndet und bei Leibesstrafe Allen verboten, sie zu beherbergen, als sich das Gerücht verbreitete, sie seien in Berlin.

Wirklich fing man auch Kohlhase, als man Haussuchung hielt. Er hatte sich beim Küster zu St. Nicolai in einer Kiste versteckt. Ebenso wurde Nagelschmidt im Hause eines armen Bürgers am Georgenthore aufgefunden. Beiden wurde der Proceß gemacht. Kohlhasen wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmach-

voll galt. Schon war Kohlhase bereit, dies anzunehmen. Da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!" „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht", sagte Kohlhase, und so wurden er wie Nagelschmidt am Sonntage nach Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet, obwohl es dem Kurfürsten leid gethan haben soll, daß eine so tüchtige Natur solches Ende genommen. Ob man die Silberkuchen gefunden, berichtet keine Chronik, die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekam den Namen Kohlhasenbrück.

---

36. Der Golm bei Jüterbock.

Zwischen den Städten Jüterbock und Baruth zieht sich eine lange Kette von bewaldeten Hügeln hin, deren höchste Spitze der Golm bei dem Dorfe Stülpe ist, einem alten v. Rochow'schen Gute. Auf demselben stand im Mittelalter eine berühmte Marienkapelle, welche von weit und breit von Wallfahrern besucht wurde. Man schrieb dem dortigen Marienbilde besonders wunderthätige Kräfte zu und behauptete, daß daselbst für Sünden, die sonst nirgends gesühnt werden könnten, Vergebung zu finden sei. So wird u. A. erzählt: ein Landmann aus der Gegend von Jüterbock habe in alter Zeit, von seinem Gewissen wegen schwerer Sünden gedrückt, mit Frau und Kindern eine Wallfahrt nach S. Jago di Compostella in Spanien gemacht. Nachdem er dort gebeichtet und Absolution erhalten, habe es ihm geschienen, daß er sich doch noch nicht vollständig erleichtert

fühle, und da habe er gefragt, ob es nicht noch einen heiligeren Ort gäbe. Da habe man ihm geantwortet: „Allerdings, der Golmberg bei Jüterbock", worauf er denn unmuthig umgekehrt sei mit den Worten: „Was zum Teufel suche ich denn hier, wenn ich den Ort hart vor der Thüre habe."

Jetzt sind nur noch die Grundmauern der Kapelle vorhanden, aber allerhand wunderbare Geschichten circuliren in der Gegend von einem Schatz, der dort vergraben sein soll. Im XVII. Jahrhundert hat auch hier einmal eine vollständige Schatzgräberei stattgefunden, über die im Rochow'schen Archiv zu Stülpe sich von dem damaligen Besitzer ein ausführlicher Bericht findet. Man wollte nämlich — es war im Jahre 1678 — bemerkt haben, daß alljährlich zwei unbekannte Männer zu diesem Orte kämen, denselben genau untersuchten und dann wieder ihres Weges gingen, man wußte nicht wohin. Daraus war die Meinung entstanden, die Mönche hätten bei ihrem Abzuge viel Geld vergraben zurückgelassen. Dies bestätigte der benachbarte Graf zu Solms, welcher ein berühmter Schatzgräber und Ruthenschläger war. Es wurde daher ein Student Namens Caspar Hüller verschrieben. Nachdem dieser Proben mit der Wünschelruthe gemacht und einen magischen Spiegel zu Rathe gezogen hatte, versicherte er, es lägen da mehr als zwei Tonnen Goldes, aber von drei mächtigen Erdgeistern bewacht. Diese wurden zu bannen gesucht, und die Arbeit begann. Sie wurde des Nachts betrieben. Nach vielen Bemühungen erreichte man eine Tiefe von sieben Ellen und glaubte den Schatz bald heben zu können, als einer der Arbeiter, denen das Sprechen strenge untersagt

war, dies Verbot brach und dadurch veranlaßte, daß das Werk mißlang. Der Student gab nun seine Arbeit, für die er sich nur im Fall des Gelingens einen Lohn ausbedungen hatte, auf und begab sich nach Halle, wohin ihn der damalige Administrator von Magdeburg kommen ließ, um auf den Giebichenstein eine Schatzgräberei vorzunehmen.

Im Volke aber lebt die Sage von dem Schatz auf dem Golm noch heutigen Tages fort. Nach Einigen besteht er in einer silbernen Wiege, nach Anderen in einer aus dem feinsten Golde gefertigten Bildsäule eines Mönches. Die Leute behaupten auch, es sei schon fast dreihundert Jahre her, daß man versucht den Schatz zu heben, und der Schatzgräber, der ihn damals nicht habe heben können, habe prophezeit, wenn dreihundert Jahre um wären, — und das wäre nun bald, — könne er wieder gehoben werden, aber nur Einer, der bucklig geboren, könne es vollbringen.

---

37. Ein märkischer Junkerstreich oder der betrogene Tetzel.

Bei dem Dorfe Holbeck, nördlich von Jüterbock, zwischen Luckenwalde und dem in der vorigen Sage erwähnten Stülpe, liegen die sogenannten Mordberge, welche von folgender Begebenheit den Namen haben sollen.

Als der Ablaßkrämer Tetzel zu Luthers Zeiten hier in der Mark sein Wesen trieb, hielt er sich namentlich auch lange in Jüterbock auf, wo man noch heute ein der Nikolaikirche gerade gegenüber gelegenes Haus zeigt, in welchem er seine Wohnung und eine eigene Kapelle zur Lesung

von Messen und Austheilung des Ablasses hatte. Hier kam nun einst, wie die alten Bücher melden, ein Ritter zu ihm; in Jüterbock sagt man, es sei ein Hake von Stülpe gewesen. Ein Hake mag's gewesen sein, aber von Stülpe war er nicht, denn das bekamen die Hakes erst 1537*). Wie das aber auch sei, unser Ritter verlangte also vom Tetzel einen Ablaßbrief wegen eines Verbrechens, das er noch ausüben wolle. Der Fall war neu und machte Tetzel anfangs stutzig; doch weil jener ein gut Stück Geld bot, ging er zuletzt in die Falle und gab ihm für eine hohe Summe den verlangten Ablaß. Das sollte ihm aber schlecht bekommen, denn als er mit seinen Schätzen Jüterbock verließ, um sich nach Berlin zu wenden, und in die Sandberge bei Holbeck kam, wo die Pferde kaum den schweren Wagen von der Stelle bringen konnten, sprengten plötzlich Vermummte auf ihn ein. Vergeblich, daß Tetzel alle Strafen der Hölle auf die Frevler loswetterte, der Anführer der Schaar zeigte ihm lachend den Ablaßbrief, den er ihm erst verkauft hatte, und sagte, das sei eben die zukünftige Sünde gewesen, für die er hätte schon im Voraus Vergebung erlangen wollen; es war nämlich kein Anderer, als unser Junker von Hake. Nun wurden, nachdem die Knechte überwältigt, Kisten und Kasten aufgeschlagen, und Tetzeln das sündhaft zusammengebrachte Geld abgenommen. Der größte der Kasten, mit großen Eisenbanden beschlagen, kam dann nach Jüterbock, wo er noch heute hinter dem Altar der St. Nicolai-Kirche steht. Die Gegend aber soll von dem Ueberfall, und weil einige Knechte dabei um's Leben gekom-

*) S. Schloß Stülpe von A. F. A. v. Rochow. Berlin, 1868.

men, den Namen der Mordberge empfangen haben, obgleich Andere meinen, mit diesem Namen belege man auch sonst in der Mark solche Sandberge.

Diesem kecken Streich eines märkischen Junkers aber, der in seiner Weise Tetzel abfertigte, folgte dann bald unseres Dr. Martin Luthers ernste Abwehr des ganzen Ablaß-Unwesens.

---

38. Die Keule am Thor zu Jüterbock.

An einem der Thore von Jüterbock hängt eine Keule mit der Inschrift:

„Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet dabei selber Noth,
Den schlag' man mit dieser Keule todt."

Es war nämlich einmal ein reicher Mann, der gab seinen Kindern schon bei Lebzeiten all' sein Geld, weil er hoffte, sie würden desto besser zu ihm sein und nun nicht auf seinen Tod warten. Es kam aber gerade umgekehrt, keiner kümmerte sich mehr um ihn. Da bereute der alte Mann seine Verkehrtheit und härmte sich so, daß er bald starb. Als er nun todt war, kamen seine Kinder schnell auf das Gericht gelaufen, denn sie dachten, in einer Kiste, welche der Vater noch immer gehabt, noch Wunder was zu finden; sie war ihnen zumal immer so schwer vorgekommen. Als selbige aber geöffnet wurde, war sie nur voller Steine, und unter diesen lag eine Keule und eine Verordnung, daß man die Keule solle mit obiger Inschrift zur Warnung für schwache Väter an dem Thore der Stadt aufhängen. Und das ist denn auch geschehen, und da hängt sie noch.

---

39. Der Schmied zu Jüterbock.

„Zu Jüterbock lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann. Zu dem kam eines Abends noch ganz spät ein Mann, der gar heilig aussah, und bat ihn um eine Herberge. Nun war der Schmied immer freundlich und liebreich zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirthete ihn nach Kräften. Andern Morgens, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirthe herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten thun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er Abends nach der Arbeit auszuruhen pflege, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie. Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen. Nicht lange währte das nun, so kam der Tod und wollte den Schmied holen. Der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien, allein der wollte es zuerst nicht gewähren; nachher verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke; das war der Tod gern zufrieden, der Schmied löste ihn, und

nun ging er davon. Wie nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder, da sagte ihm der Schmied, er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen und einige Aepfel herunter holen, sie würden ihnen wohl auf der weiten Reise schmecken. Das that der Tod, und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren, eisernen Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen, daß er Ach! und Wehe! schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur frei lassen, er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts; da begegnet ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte. Aber der lachte ihn nur aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen und meinte, er wolle schon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und klopfte bei dem Schmied an, er solle ihm Herberge für die Nacht geben. Nun war's aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Hausthür nicht mehr öffnen, wenn er jedoch zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes, und sogleich huschte er hindurch. Der Schmied war aber klüger als er gewesen, er hatte innen seinen Kohlensack vorgehalten, und wie nun der Teufel darin saß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboß und ließ nun seine Gesellen wacker drauf losschmieden. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, sie möchten doch aufhören, aber sie ließen

nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren, und der Schmied ihnen befahl, aufzuhören. So war des Teufels Keckheit und Vorwitz gestraft, und der Schmied ließ ihn nun frei, doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hereingeschlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuch beim Schmied getragen haben."

---

40. Der Tempel der Morgenröthe zu Jüterbock.

Als Albrecht der Bär im Jahre 1157 dem Wendenfürsten Jaczo die von demselben weggenommene Feste Brandenburg wieder abnahm, eroberte gleichzeitig der Erzbischof Wichmann von Magdeburg Land und Stadt Jüterbock und zerstörte dort den heidnischen Götzentempel des Jutrebog, eines Gottes oder einer Göttin des Lichts oder der Morgenröthe. Derselbe hat, wie man noch heut zu Tage erzählt, auf einer, wie es scheint, künstlichen Anhöhe in der dortigen Vorstadt gestanden und zwar zwischen der jetzigen Schmiede und der Kirche. Noch im XVI. Jahrhundert soll derselbe vorhanden gewesen sein, wenigstens berichtet der Diakonus Hannemann in seiner im Jahre 1607 herausgegebenen Jubelschrift Folgendes: „Von einer solchen heidnischen Entstehung der Stadt hat auch Anzeigung gegeben das uralte Templein, welches ungefähr nun vor vierzig und etlichen Jahren ist eingerissen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden. Dies Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem stei-

nernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas hat bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken, eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß, als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können. Also hab ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören." So berichtet der alte Diakonus.

„Frühzeitig hat man nun schon ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch anderthalb Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, neben diesem Tempel aufgerichtet, und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmieds. Als man es von da zu der Zeit des Großvaters des jetzigen Schmiedes, weil es abgebrochen, oder wie Andere sagen, von einem weißen Bullen umgerannt war, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Lärmen und Poltern hören lassen, und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden, und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat.

Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neueren Zeiten einen Kreis von Linden und mitten hinein einen eben solchen Baum gepflanzt hat; diese kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man sagt, davon ihren Namen, daß die alten Wenden hier ihre heidnischen Tänze gehalten haben."

41. Die Gründung des Klosters Lehnin.

Inmitten von Wald und Seen liegt Kloster Lehnin (eins der ältesten Klöster der Mark). Noch stehen außer der einfachen Klosterkirche stattliche Mauern mit spitzen Bögen, an denen Gestrüpp und Gesträuch sich emporranken, und ein alter Wachtthurm zeigt, daß das Kloster darauf gefaßt war, in den alten kriegerischen Zeiten auch auf seine Vertheidigung zu denken. Vor zwanzig Jahren konnte man noch seine Stiege erklimmen, wenn auch schon hier und da ein Stein zerbröckelt war, und konnte den Blick schweifen lassen über den dichten Wald, der das Kloster umgab, jetzt aber hat die Zeit immer mehr an den Steinen genagt, so daß davon nicht mehr die Rede sein kann. — Die Gründung des Klosters Lehnin fällt in die ersten Zeiten der Entstehung der Mark Brandenburg. Als noch dichter Urwald das Land bedeckte heißt es, jagte Markgraf Otto, Albrecht des Bären Sohn, einmal in dieser Gegend. In der Hitze der Jagd kam er von seinen Begleitern ab, und vergeblich war es, daß er sein Hifthorn erschallen ließ oder sich nach einem Weg umsah, der ihn aus dem Dickicht herausführe. Ermattet sank er zuletzt unter einer Eiche nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Da träumte ihm, ein Elennthier dränge auf ihn ein und vergebens sei es, daß er sich desselben mit seinem Jagdspieß zu erwehren suche. In der Angst rief er Christi Namen um Beistand an, da verschwand das Thier. Er erwachte, und seine Begleiter standen um ihn; denen erzählte er seinen Traum, da meinten sie, das wäre sicherlich der Teufel gewesen, der erst

beim Anrufen des Namens Christi verschwunden sei. „Nun gut", sagte Markgraf Otto, „dann will ich hier ein Kloster bauen, daß durch das Gebet frommer Männer der höllische Feind aus diesen Gegenden vertrieben werde"; und sofort ließ er Cistercienser Mönche aus dem Mansfeldischen kommen, die bauten das Kloster Lehnin. In der Kirche aber zeigt man noch am Altar einen eingemauerten Baumstamm, das ist der Stumpf der Eiche, unter welcher der Markgraf Otto geschlafen und die Erscheinung gehabt hatte. Weil aber dem Markgrafen im Traum ein Elennthier erschienen war, führt Lehnin noch jetzt einen Hirsch im Wappen, wie denn auch auf wendisch „Lanie" das Elennthier heißt.

---

42. Abt Sebaldus von Lehnin, ein christlicher Märtyrer.

Die Wirksamkeit der Verkündiger der christlichen Lehre war hier in der Mark, wie fast überall, nicht gleich eine gefahrlose. Meist nur äußerlich fügten sich zunächst die Bewohner, im Innern lebte noch immer der heidnische Sinn, der auf die fremden Ankömmlinge, welche die neue Lehre brachten, scheel sah. Dies erfuhr auch das Kloster Lehnin. Besonders waren es die Bewohner des nahen Dorfes Nahmitz, welche ihm feindlich gesinnt waren, und wenn die Männer zu Hause sich befanden, durften die Mönche sich nicht in dem Dorfe sehen lassen. Deshalb suchten sie sich die Zeit aus, wenn die Männer auf dem Felde oder beim Fischfang waren, um im Dorfe einzu-

sprechen und die Frauen und Kinder zu gewinnen. Einmal war der Abt Sebaldus auch so in Nahmitz, da hörten es die Männer, die am See waren, und kamen mit ihren Ruderstangen und wollten dem Abt zu Leibe. Der hatte noch zur rechten Zeit Kunde davon bekommen und flüchtete durch den Buchenwald, der zwischen Nahmitz und Chorin war, wo auch noch jetzt stattliche Bäume stehen, dem Kloster zu. In seiner Angst kletterte er auf einen Baum, aber vergeblich hoffte er den Verfolgern zu entgehen. Sein Schlüsselbund war ihm entfallen, — oder nach Anderen verrieth ihn sein Hündchen, welches ihm gefolgt und den Fuß des Baumes umkreiste. Die Heiden sahen ihn und in ihrer Wuth fällten sie den Baum und schlugen den Abt todt. Da soll den Mönchen der Muth entsunken sein, und sie wollten die Gegend verlassen. Im Traume erschien aber ihnen die Jungfrau Maria und forderte sie auf zu bleiben. Das thaten sie denn auch, und Markgraf Otto hielt strenges Gericht, daß es keinem mehr beikam, sie zu stören. Die Nahmitzer verloren u. A. all' ihren Acker an das Kloster, deshalb ist das Dorf noch heut zu Tage so arm. Noch jetzt zeigt man übrigens das Haus, in welchem der Abt verweilt haben soll, als die Wüthenden heranstürmten, und in der Kirche ist auch noch ein altes, vergilbtes Bild, welches sowohl die Scene darstellt, wie die Heiden den Baum fällen, als, wie die Jungfrau Maria den Mönchen erscheint, und sie zu bleiben auffordert.

---

43. Das untergegangene Dorf Gohlitz.

„Südlich von Lehnin liegt ein See, welcher der Gohlitzsee heißt und seinen Namen daher hat, daß an der Stelle desselben ehemals ein Dorf Namens Gohlitz gelegen haben soll. Das ist aber untergegangen durch die Strafe Gottes, weil die Bauern dort ganz übermüthig und gottlos geworden waren. Da ist denn eines Tages ein kleiner Spring (Quell), der sich dort an einer naheliegenden Höhe befindet, plötzlich so angeschwollen, daß das gesammte Dorf mit Vieh und Menschen untergegangen ist, und nichts davon übrig blieb, als der große Damm, denn das ist die Landzunge, die sich noch weit in den See hinein erstreckt.

Bei hellem Sonnenschein sehen die Leute auch noch zuweilen den Kirchthurm im Wasser, und namentlich um Mittag hören sie auch wohl das Läuten der Glocken aus der Tiefe heraustönen. Fischer haben diese schon hin und wieder im Netz gehabt, aber keiner hat sie bis jetzt herausziehen können, einer hat sie so nahe herangezogen (es war am heiligen Weihnachtsabend), daß er sie hat sprechen hören; da hat die eine gesagt:

Anne Susanne
Wilte mett to Lanne (willst du mit zu Lande)?

und die andere hat geantwortet:

Anne Margrete
Wii willn to Grunne scheten (schießen);

aber damit sind sie auch gleich verschwunden."

44. Hans Kuck nimmt Belitz ein.

„Herzog Hans von Sagan ohne Leut' und Land
Hat sich bei Drossen das Maul verbrannt."

So sangen die Kinder später hinter dem Herzog Hans von Sagan her, als er, heruntergekommen, im Elend in Frankfurt seine letzten Lebensjahre verbrachte. Es gab aber eine Zeit, als Markgraf Johann von Brandenburg als Statthalter der Mark für seinen Vater Albrecht Achill des Herzogs Hans von Sagan nicht recht Herr werden konnte, welcher seine Ansprüche auf die Erbschaft des Herzogs von Glogau mit den Waffen geltend machte. In dieser Zeit war es und zwar im Jahre 1478, als der böhmische Hauptmann Jan Kuck, ein bekannter Parteigänger, der im Dienst des Herzogs Hans von Sagan stand, auf einem Streifzuge mit 211 Reisigen das Städtchen Belitz durch List wegnahm. Es war gerade Jahrmarkt daselbst, wo viele Menschen zusammenströmten; da hatte er einige Frachtwagen vorausgeschickt, in denen Reisige von ihm versteckt waren. Die überrumpelten die Hüter an den Thoren, worauf Kuck dann mit seinen andern Leuten in die Stadt drang und sich derselben bemächtigte. Darauf verjagte er die Einwohner und befestigte den Ort, so gut er konnte, um sich hier zu behaupten. Zwar kamen sofort die Brandenburger mit mehreren vom Adel aus der Nähe und die (Treuen-)Brietzener herbei, sie konnten aber nichts ausrichten. Da schickte man Boten an Markgraf Johann nach Frankfurt, der kam auch eilends und lagerte sich zu den Märkischen am Mühlenthore.

„Es haben sich aber," sagt ein alter Bericht aus dem

XVI. Jahrhundert, „die Feinde aus der Stadt heftig gewehret, viel herausgeschossen, auch endlich der vornehmen Räthe einen des Markgrafen erschossen an der Stelle, wo izund vor dem Heydenthor die steinerne Marien-Säule stehet. Dadurch soll der Markgraf sehr ergrimmet sein, daß er beschlossen, das Städtlein Belitz mit Feuer zu verbrennen viel lieber, dann viel andern gute Leute mehr dafür verlieren und gesagt: „„Er wolle lieber der Städtlein eins oder mehr verlieren, dann einen solchen Mann““. Also schießt man Feuer darin des Donnerstags vor Pfingsten und beschießt endlich den Copenhagenthurm am Heydethor, darauf stehet ein Mönch, der kehret die Schüsse mit einem Fuchsschwanz zum Spott des Markgrafen ab, ward aber im dritten Schuß mit denen, so bei ihm gewesen, herabgeschossen, daß sie einen guten Weg in die Gassen hineingeflohen. Also brennet das ganze Städtlein aus, und verderben deren mehr denn an die 50 Feinde, die andern, so die Ausflucht gesucht, wurden eines Theils erschlagen, die andern gefänglich weggeführt, eines Theils gen Brandenburg, eines Theils gen Berlin. Allda ist Jan Kuck behalten worden, und nachdem Er aus dem Gefängnis einmahl entronnen und wiedergekommen, sagt man, sei er heimlich darin umgebracht worden.“

Am Uhrwerk zu Belitz hat aber noch lange eine steinerne Kugel gehangen, welche damals hineingeschossen worden ist. Auch hat man später noch im Thurm am Mühlenthor allerhand Waffen und Menschengerippe gefunden, die von jener Belagerung herrührten.

---

45. Treuenbrietzen.

Die Stadt Treuenbrietzen hat ehemals nur Brietzen geheißen. Da ist's geschehen, erzählt man, daß sie einmal vom Feinde hart belagert wurde, der namentlich gegen das Steinthor gewaltig herangestürmt ist. Die Bürger aber haben sich tapfer gewehrt, und einer derselben hat den feindlichen Obersten mit einem silbernen Knopf erschossen. Da hat denn der Kurfürst der Stadt den Namen Treuenbrietzen gegeben. Mit mehr Recht wird aber wohl behauptet, der Name stamme aus der Zeit, wo der sogenannte falsche Waldemar hier in der Mark eine Rolle spielte. Damals soll nämlich Brietzen zu den wenigen Städten gehört haben, welche treu zu Ludwig dem Baiern hielten, und daher soll es „Treuenbrietzen" seitdem genannt sein zum Unterschied namentlich auch von dem andern Brietzen (Wriezen) an der Oder.

---

46. Der Sackpfeifer und der Wolf.

Als es noch Wölfe in der Mark gab, soll sich einmal folgende kurzweilige Geschichte bei Spandau zugetragen haben. „Da man nämlich," erzählt Beckmann in seiner Historischen Beschreibung der Kurmark Brandenburg, „um die Wölfe zu fangen, hin und wieder gewisse Wolfsgruben gemacht, welche unten weit, oben aber etwas enge mit glatten Brettern ausgelegt sein: so ist ein Sackpfeifer, der in Spandau von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu gute gethan, des

Weges gekommen und in eine solche Wolfsgrube hineingefallen, sich aber sehr verwundert, als er gewahr worden, daß die Stelle schon mit einem Wolf besetzt gewesen, welcher dazu über diese hastige Zusprache etwas beunruhiget worden und sein Mißfallen mit Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben. Hierüber hätte der verirrete Musicus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen: allein der annoch frische Rausch hat ihm einen so guten Muth zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolf eins vorspielet, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und der Sackpfeife accompagniret. Wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental zur Vocal-Music geschritten, und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmet, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Baßisten befreiet."

---

47. Abenteuer der Currende-Knaben in der Kirche zu Spandau.

Die Spandauer Kirche war früher katholisch, und die Currende-Knaben mußten die Kirche reinigen. Diese waren auch einst damit beschäftigt und in ihrem Uebermuthe spielten sie Karten. Da kam auf einmal Einer an sie heran — es war der Böse, — und wollte mitspielen. Ruhig gestatteten sie es auch. Als er aber eine Karte nach der andern fallen ließ, merkten sie wohl, daß es der Böse wäre, spielten aber doch weiter, und Einer, der viel verlor, meinte sogar: „Ihn

solle der Teufel holen, wenn er noch weiter verlöre." Er spielte weiter und verlor wieder. Da sprang der Böse auf, riß ihn zu sich, zog ihn mit in die Höhe; die Mauer that sich auf, und beide verschwanden. Und der Riß in der Mauer ist noch bis auf den heutigen Tag zu sehen und kann nicht übertüncht werden.

Auch ein anderes Mal soll durch den Uebermuth eines Currende-Knaben etwas Merkwürdiges dort passirt sein. Bis vor 50 Jahren waren nämlich in der Kirche noch mächtig dicke Bücher, die an Ketten lagen. Darunter sollen auch das VI. und VII. Buch Mose gewesen sein, welches wir jetzt nicht mehr haben, in denen aber, wie man allgemein erzählt, alle die alten Zaubergeschichten enthalten sind. Wie nun wieder einmal die Currende in der Kirche rein machte, kamen sie an diese Bücher und vorwitzig, wie die Knaben waren, werden sie sich an dieselben machen und sehen, was darin steht. Kaum aber haben sie selbige aufgeschlagen und fangen an zu lesen, da wird auch die ganze Kirche von unten bis oben voll von Geistern. Natürlich überfiel sie eine furchtbare Angst, und es war noch ein Glück, daß der Prediger hinzukam, der fing das Buch an rückwärts zu lesen, — da verschwanden die Geister.

Aehnliches erzählt man auch in Bernau. Da fand einmal ein Knecht das VI. und VII. Buch Mose, das der Gutsherr hatte offen liegen lassen. Wie der anfing zu lesen, heißt es, da füllte sich das ganze Gehöft mit Ratten, und als er weiter liest, mit Raben, die kamen von allen Seiten herbeigeflogen, dann kamen lauter schwarze Männer. Zum Glück kam auch hier der Gutsherr hinzu und bannte Alles, indem er rückwärts anfing zu lesen.

Die wahre Bibel, sagt man dort, liegt in Leipzig, die wird nie losgemacht. Nur Napoleon hat sie sich losmachen lassen, aber ist damit auch nicht weiter gegangen, als bis vor den Altar und hat dort darin gelesen. Da hat er denn gesehen, wie Alles kommen würde in Rußland, welche Generale ihm untreu werden würden u. s. w. Nichtsdestoweniger hat er den Zug freilich doch unternommen.

---

48. Der Brauhausberg bei Potsdam.

Potsdam hat auch seine Sagen. Da ist zunächst die Räuber-, oder wie man sie auch nennt, die Römerschanze etwa eine halbe Meile von Potsdam, der Neblitzer Fähre gegenüber, in dem Winkel zwischen dem Krampnitz- und Jungfernsee. Die soll noch aus der alten Wendenzeit herstammen, später sollen sich dann Räuber in derselben festgesetzt und sie daher den Namen bekommen haben. Daß hier einmal viel Kämpfe stattgefunden, ergiebt sich schon einfach daraus, daß man gegenüber auf den Feldern am Wege nach der Neblitzer Fähre oft Waffenstücke und Menschengebeine gefunden. Ein kreisrunder Hügel daselbst wird auch noch ausdrücklich als eine alte Grabstätte bezeichnet.

Unweit der Neblitzer Fähre, gleichfalls am Krampnitzsee, gegenüber der erwähnten Räuberschanze liegt dann auf einer Anhöhe ein Rest von einem alten Mauerwerk, von dichtem Moos überdeckt. Diese Stelle führt seit alten Zeiten den Namen des Kirchbergs. Dort hat nämlich, nach der Sage, die erste christliche Kirche in diesen Landen gestanden, die aber

später zerstört und nicht wieder aufgebaut worden ist. Wo jetzt der heilige See ist, soll auch in alten Zeiten eine Kapelle gewesen sein, die dann in den See, wie es heißt, versunken ist. Am zweiten Pfingsttage will man noch oft die Glocke aus dem See heraufstönen hören.

Von der schönen Aussicht, welche man vom Brauhausberge aus hat, giebt es auch eine Sage. Auf der Burg zu Potsdam soll nämlich ein Fräulein gewesen sein, um die sich viele Freier bewarben. Da soll sie — es war zur Osterzeit — gesagt haben, sie wolle den heirathen, den sie am Ostermorgen auf dem Berge fände, welcher von den 11 Bergen um Potsdam ihr Lieblingsplatz sei. Da hatte sich denn jeder der Freier für einen andern Punkt entschieden; diese waren

der Heineberg bei Baumgartenbrück,
der Krähenberg bei Caput,
der Telegraphenberg,
der Ravensberg,
der Babelsberg,
der Klein-Glieneker Berg bei der Sandgrube,
der Schäferberg bei Klein-Glieneke,
der Pfingstberg,
der Berg von Sanssouci und
der Panberg bei Bornim.

Die Prinzessin aber kam nach dem Brauhausberge, denn die Aussicht von dort dünkte ihr die schönste. Und der Ritter, den sie dort fand, hatte wunderbarer Weise ihr auch von Anfang an am besten gefallen, und er hatte anderseits den sinnigsten Grund gerade für die Wahl jenes Berges gehabt. Denn von dort konnte er das Fenster der

Liebsten in deren Burg schauen; die stand nämlich da, wo jetzt die Heilige-Geistkirche steht. Seitdem sind viele Jahre verflossen, und vieles hat sich in Potsdam geändert, der Brauhausberg gehört aber noch immer zu den unvergleichlich schönsten Punkten der Umgegend.

---

49. Die Bittschriften-Linde in Potsdam.

„Friedrich II. bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo er die Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg hatte und von seinem Schreibtische aus vermittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersah. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, welche noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standpunkt zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gewöhnlich sogleich hinab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen. Dieser Weg, Wünsche oder Klagen vor den König zu bringen, wurde aber nicht bloß von den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgebung gewählt, aus den fernsten Theilen des Landes sah man unter dieser Linde die Bittenden in ihrer heimathlichen Tracht stehen und hoffend und fürchtend ihre Blicke zu den Fenstern des königlichen Arbeitszimmers hinaufrichten. Die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herstammen, womit die Bitt-

steller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

An diese Linde hat sich nun ein schöner Volksglaube angeschlossen. Wenn Jemand nämlich über die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, dann geht er um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schaut hinauf nach dem Eckfenster; scheint dieses dann wie durch ein blasses, weißes Licht von Innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen wird." Ein Lichtschimmer aus Friedrichs des Großen Zimmer gilt als das beste Vorzeichen.

---

50. Das Bild am Dom zu Brandenburg.

„An dem Dome zu Brandenburg, der zum Theil wahrscheinlich noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt, sieht man über dem unter dem Thurme befindlichen Haupteingange ein aus Stein gemeißeltes, altes Bild, das einen Fuchs in einer Mönchskutte darstellt, wie er zuerst einer Versammlung von Gänsen predigt und zum Schluß eine derselben im Rachen davon trägt. Wie dies Bild dahin gekommen, erzählt man auf zwiefache Weise. Die Einen sagen: der Baumeister des Doms habe für seinen herrlichen Bau geringen Dank und noch weniger Lohn gehabt, ja er habe sogar fliehen müssen; da hat er denn aus Rache in der Nacht vor seiner Flucht das Bild am Dom angebracht. Andere erzählen: ein Domprobst von Burgsdorf, der viel für die Verschönerung und Ausbesserung des Doms that,

habe es verfertigen lassen, aus Unmuth darüber, daß der von ihm bereits abgeschaffte Dienst der Messe in lateinischer Sprache nach dem Schluß des Westphälischen Friedens wieder eingeführt werden mußte."

---

51. Der Rabe mit dem Ringe am Rathenower Thor zu Brandenburg.

„Auf der Spitze des Rathenower Thors zu Brandenburg sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befindlicher Kette sichtbar ist. Das Wahrzeichen hat folgende Bedeutung. — Einem der Brandenburger Bischöfe war nämlich einst ein Ring weggekommen, und da, so viel er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte, doch sein Verdacht sich immer wieder auf einen Diener wendete, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß dieser wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde, und der Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergingen einige Jahre, da wurde an dem Dache eines der Kirchthürme etwas gebessert, und man fand viele Rabennester und wunderbarer Weise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet war.

Da hat der Bischof jenes Wahrzeichen machen lassen, daß es für ewige Zeiten zur Warnung diene."

---

52. Der Ueberfall von Rathenow und der Landrath von Briest.

In der Umgegend von Rathenow weiß man noch Manches aus der Schwedenzeit zu erzählen, namentlich wie der Landrath von Briest auf Bähne dem Großen Kurfürsten geholfen die Stadt zu überfallen und den Schweden wieder abzunehmen. Er hat, heißt es, die schwedischen Offiziere auf seinem Gute Curland, nördlich von Rathenow, den Abend vorher eingeladen und beim Mahle trunken gemacht, dann auch den Ueberfall des Wasserthores, in welches die Brandenburger eindrangen, durch eine Kriegslist ermöglicht. Im Morgengrauen (des 15. Juni 1675) schickte er nämlich Wagen mit Bier- und Branntweintonnen von seinem andern Gut Bähne jenseits der Havel nach Rathenow, wie er oft vorher gethan; statt der Knechte hatten sich aber Brandenburgische Reiter, die sich Kittel übergezogen, auf die Wagen gesetzt; auch in den Fässern steckten solche. So fuhren sie, als der Kurfürst mit seinen Truppen schon in der Nähe war, an das Thor und klopften an. Die Wache fragte, was sie wollten. Da rief der Briestsche Verwalter, der den Zug führte, hinüber: „Ik bringe ju Bier". Da ließen die Schweden sie hinein; die angeblichen Knechte aber zogen ihre Säbel und hieben die Wachen nieder, und so wurde das Thor genommen, und die Brandenburger drangen ein und nahmen die Stadt. Das war drei Tage vor der Schlacht von Fehrbellin.

---

53. Der Markgrafenberg bei Rathenow.

Bei Stadt der Rathenow liegt ein Hügel, welcher der Markgrafenberg heißt. Hier kamen nämlich, wird erzählt, einstmals im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, als der Markgrafen aus dem Hause Anhalt hierselbst sehr viel geworden waren, ihrer neunzehn zu einer Landschau zusammen und klagten einer dem andern ihr Unvermögen wegen der großen Landeszersplitterung. „Was solle daraus werden, wenn ihrer noch mehr würden!“ — Gott der Herr hatte es aber anders beschlossen. Einer nach dem andern fuhr in die Grube, die Sterbeglocke in Kloster Lehnin und Chorin, wo sie bestattet wurden, hörte fast gar nicht auf zu läuten, und als wenige Jahre um waren, war nur noch Einer übrig, und mit dem erlosch dann im Jahre 1320 das ganze Geschlecht in der Mark.

---

54. Das Irrlicht zu Ferchesar.

In sumpfigen Gegenden zeigten sich früher oft sogenannte Irrlichter, die hüpften und tanzten, wenn es dunkel wurde, in die Kreuz und Quer. Es waren gasartige, feurige Ausdünstungen, welche der Wind hin und her bewegte; früher meinte man aber, es seien die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Man fürchtete sie, denn sie sollten die Leute in die Irre führen; daher nannte man sie auch Irrlichter.

„Einmal ist nun einem Kuhhirten zu Ferchesar bei Rathenow etwas Curioses mit einem Irrlicht oder, wie man

sie dort auch nennt, einem Lüchtemännchen, passirt. Wie er
mit der Heerde Abends nach Hause kam, fehlte ihm eine Kuh.
Da kehrte er wieder um, sie zu suchen, konnte sie aber nicht
finden. Endlich setzte er sich vor Ermüdung auf einen alten
Baumstumpf und wollte sich eine Pfeife anstecken. Wie er aber
da so sitzt, kommt auf einmal ein großes Heer von Lüchte-
männchen, die tanzen wild um ihn herum, daß einem Andern
wäre angst zu Muth geworden. Er war aber dreist und
blieb ruhig sitzen und stopfte sich seine Pfeife. Als er sie
indeß anstecken wollte und Feuerstahl und Stein, sowie die
Schwammbüchse hervorzog, da flogen ihm die Lüchte-
männchen so um den Kopf herum, daß er jeden Augenblick
dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Deshalb nahm
er seinen Stock und schlug gewaltig um sich, aber je mehr
er um sich schlug, desto mehr Lüchtemännchen kamen, so
daß er endlich zugriff, um eins zu haschen, und da hatte
er auf einmal einen Knochen in der Hand; die andern
aber waren verschwunden. Ruhig steckte er nun den Knochen
in die Tasche, brannte seine Pfeife an und ging nach Hause.
Andern Morgens trieb er mit der Heerde wieder hinaus
und fand auch seine Kuh wieder; als er aber Abends nach
Hause kam, und es schon dunkel geworden war, da sah er
ein paar Lichtchen vor seinem Fenster, und weil er glaubte,
es sei ein Nachbar, der mit der Laterne zu ihm komme,
um sich wegen eines kranken Viehes bei ihm Rath zu
holen, öffnete er das Fenster und sah nun die ganze Dorf-
straße voll von Lüchtemännchen; die kamen in gewaltigen
Haufen dahergehüpft, wirbelten unruhig durcheinander und
riefen: „Giebst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so
stecken wir dir's Haus an!" Da fiel ihm erst der Knochen

wieder ein, und er sagte: „Ach so macht doch kein dumm Zeug, der Knochen kann doch euer Kamerad nicht sein!" Aber sie riefen nur immer lauter: „Giebst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus an!" Da dachte er, es könnte wohl Ernst werden, nahm den Knochen, legte ihn sich in die flache Hand und hielt ihn zum Fenster hinaus. Da war er sogleich wieder ein hell-flackerndes Lüchtemännchen und hüpfte davon, und die andern alle umringten es wie im Jubel und hüpften und sprangen zum Dorfe hinaus."

---

55. Die Herkunft der von Bredow.

„Der Teufel hatte einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr gut thun wollten, in einen großen Sack gesteckt, den auf den Rücken gethan, und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über der Stadt Friesack ist, so streift der Sack etwas hart an der Spitze des Kirchthurms, so daß ein Loch hinein reißt, und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertheil der Bewohner des Sacks, ohne daß der Teufel es gemerkt hätte, herausfallen. Das sind aber die Herren von Bredow gewesen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entkommen zu sein. Zum Andenken nannten sie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und sie befreit hatte, Frie-Sack, und von hier haben sie sich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo bekanntlich eine große Menge von Rittergütern in ihrem

Besitz ist. Die Namen derselben haben sie ihnen ebenfalls gegeben und zwar meist nach der Richtung des Weges, den sie nahmen. Der älteste der Brüder nämlich, der in Friesack blieb, sagte zum Zweiten: „Gä beß (besser) hin", da nannte dieser den Ort, wo er sich niederließ „Beßhin", woraus nachher Pessin wurde; ein Dritter ging von Friesack, das am Rande des mächtigen Havelländischen Luchs liegt, landeinwärts, darum nannte er seine Ansiedelung „Land in"; ein Vierter ging denselben Weg entlang, wie der Zweite, und baute „Selbelang"; ein Fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und baute Reetzow, ein Sechster endlich nannte sein Dorf Bredow. Im Sack war noch ein Herr v. Arnim, als der sah, daß es den Bredow's so gut gegangen, wollte er nachspringen, ehe der Teufel das Loch wieder zu machte; da riefen ihm die Andern, die noch im Sack waren zu: „Wag's nit! Wag's nit!" er aber wagte es doch und kam auch glücklich hinunter. Da hat er das Dorf Wagnitz gebaut."

Einige meinen, der Prediger von Friesack habe dabei seine Hand im Spiel gehabt, daß der Teufel mit dem Sack an die Kirche angestreift, und dieser so ein Loch bekommen. Der Prediger hätte gerade vor der Kirche gestanden, wie der Teufel mit dem Sack über den Ort weggefahren, und habe, als er dies gesehen, einen Bann gesprochen, daß der Teufel ganz irre geworden und so mit dem Sack gegen die Kirchthurmspitze gekommen sei. Deshalb hätten die Bredow's der Kirche auch das Rittergut Warsow geschenkt, welches noch heut zu Tage der Ober-Prediger von Friesack, wie schon oben bei der Nippel-Nepel-Sage erwähnt, mit allen Patronats- und Obrigkeitsrechten besitzt.

---

56. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Saldern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm.

Das Städtchen Fehrbellin, welches durch die nach ihm benannte Schlacht so berühmt geworden ist, führt diesen Namen erst seit dem 17. Jahrhundert, früher hieß es schlechtweg Bellin. Weil aber dort die Fähre über den Rhin ging, nannte man es Fährbellin. Die Straße von Berlin nach Hamburg ging früher hier vorüber, und so hing auch noch in der alten Kirche zu Fehrbellin eine Denktafel von einem Postmeister Schneider daselbst aus der Zeit des Großen Kurfürsten.

Die Unterhaltung des Fährdamms lag früher dem Bischof von Havelberg ob, dem das Ländchen Bellin gehörte. Mit der Zeit war aber diese Verpflichtung zum Theil an die Salderns auf der Plattenburg in der Priegnitz übergegangen. Ueber die Veranlassung dazu erzählt die Sage Folgendes.

Ein Kurfürst von Brandenburg — nach Einigen soll es Joachim Friedrich gewesen sein, — kam einstmals des Wegs. Er hatte sich über den Rhin, wo damals also nur eine Fähre war, setzen lassen, und fuhr langsam den eben nicht schönen Knüppeldamm entlang. Da kam ein Wagen mit schnaubenden Rossen dahergefahren und wollte nicht ausweichen. „Wer seid Ihr", fragte der Kurfürst. „Ich bin der reiche Saldern von der Plattenburg", war die Antwort. „Wohlan," erwiederte der Kurfürst, „ich bin der arme Schulze von Berlin, und wenn du der reiche Saldern bist, so sollst du auch künftig das Holz zu einem bessern Fährdamm geben." Und so geschah es.

Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß zur Zeit des Großen Kurfürsten Hans v. Saldern von der Plattenburg dagegen prozessirte und nur 100 Thlr. zum Brückenbau unter der Bedingung hergeben wollte, wenn er ferner wie seine Vorfahren mit seiner Bedienung auch vom Brückenzoll frei wäre. Solches ist ihm denn auch und „deroselben Bedienten, Pferden, Wagen, Korn und anderen Sachen" vom Großen Kurfürsten genehmigt worden. „Wir wollen ihn und seine Leibes-Lehns-Erben gnädigst damit ergötzen", sagt der Große Kurfürst in seiner Concession vom 25. Febr. 1658 aus Cölln a/S. datirt, „jedoch, daß nicht andere in seinem Namen mit durchgehen."

---

57. Zur Schlacht von Fehrbellin.

Die Schlacht von Fehrbellin gehört der Geschichte an, und wie sie geschlagen sei, das erzählt man im Ländchen Fehrbellin ebenso, wie überall wo der märkischen Jugend die Geschichte ihrer Väter überliefert wird. Nur wird natürlich die Erinnerung durch die ganze Umgebung wie durch das Denkmal, welches auf dem Schlachtfelde errichtet worden, und durch manche Einzelheit noch mehr angefrischt. Noch weiß man, wenn er auch jetzt abgetragen, wo der „Grusberg" (Kiesberg) oder Kurfürstenberg lag, um den hauptsächlich der Kampf tobte, noch werden im Luch gelegentlich Kugeln und andere Waffenstücke gefunden, „aus der Schwedenzeit" wie man kurzweg sagt. In Linum, da behauptet man noch, sei hinter der Kirche ein schwedischer

General begraben, der in der Schlacht gefallen, und die Risse in der Kirchthüre zu Hakenberg sollen noch von schwedischen Spießen herrühren, und dergleichen mehr.

Daß aber schon Ansätze für eine sagenhafte Auffassung auch dieser Schlacht dagewesen, beweist eigenthümlicher Weise eine Erzählung Friedrich des Großen. Derselbe sagte einmal: „Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre. Als ich noch Kronprinz war nnd in Ruppin stand, da war ein alter Krieger, der Mann war schon sehr alt, der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut; einmal setzte ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir Alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden mit ihm war. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dachte ich, du mußt doch deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragte ich ihn: „Vater, wißt Ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich miteinander gestritten haben?" „O ja, Ihro Königliche Hoheit, dat will ick Se wohl seggen. (Friedrich der Große ahmte selbst, als er dies erzählte, den plattdeutschen Dialect nach.) As unse Kurförst is jung gewest, hät he in Utrecht studert, und da is der König von Schweden as Prinz oft gewest. Da hebben nun die beeden Herren sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen, und dit is nun de Pike davon."

Das ist eben eine solche volksthümlich naive Auffassung jenes Krieges, wie sie jüngst ein Reservist von der Mannstein'schen Brigade, der in Schleswig-Holstein mitgewesen, von dem österreichisch-deutschen Kriege im Jahre 1866 zeigte,

indem er treuherzig sagte: „Wie unser König und der Kaiser von Oesterreich gegen die Dänen zusammengefochten, hätten sie verabredet, auch einmal mit einander einen Gang zu machen, um zu sehen, wer die Oberhand hätte. Der Kaiser von Oesterreich sei auch damit einverstanden gewesen, hätte aber — und nun tritt der ganze Stolz des Mannstein'schen Reservisten von Schleswig-Holstein hervor, — die Bedingung gestellt, die Mannstein'sche Brigade dürfe nicht dabei sein; so einen großen Respect hätten die Oesterreicher vor ihr gehabt. Deshalb wäre sie auch in dem Kriege nicht vor den Feind gekommen, nur bei Königgrätz sei es beinahe doch nothwendig geworden."

---

58. Die stillen Frösche zu Schwante.

„In dem Dorfe Schwante unweit Cremmen befindet sich ein Rittersitz der Familie von Redern. Da findet man die Merkwürdigkeit, daß, so viele Frösche sich auch dort in der Umgegend überall finden, doch in der Nähe jenes Rittersitzes und eine ziemliche Strecke rund um denselben kein Frosch seine Stimme hören läßt. Fängt auch gar einer zuweilen an, etwas laut zu werden, so bekommt er von anderen keine Beistimmung, und er hört schnell wieder auf, als wenn es ihm plötzlich einfiele, daß er etwas Verbotenes thue, oder als wenn ihm über sein Schreien ein Vorwurf gemacht werde.

Man erzählt sich folgende Ursache dieser sonderbaren Erscheinung: Vor vielen Jahren fiel einmal im Frühling

ein Herr von Redern in eine schwere Krankheit, in welcher er fortwährend viele Unruhe hatte. Diese Unruhe nahm aber auffallend zu, wenn er das Geschrei eines Frosches vernahm. Er konnte dann mehrere Nächte lang keinen Schlaf bekommen. Das wurde so arg, daß er zuletzt gar keinen Schlaf mehr fand, und daß kein Mittel der Aerzte im Stande war, ihm den wieder zu geben. Vergebens versuchte man darauf Alles, die Frösche zu vertreiben oder zum Schweigen zu bringen. Man mußte schon an der Genesung des Herrn von Redern verzweifeln. Er verfiel jeden Tag mehr, und seine Hausfrau hatte deshalb alle Tage weinende Augen. Da geschah es eines Tages, daß ein armer fremder Mann an das Schloß kam und bettelte. Der sah die nassen Augen der Edelfrau und fragte, um was sie weine. Man berichtete ihm, daß der Herr krank wäre und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solchergestalt auch nicht lange mehr leben könne. Da sprach der Bettler: „O, wenn Eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald stillschweigen.“ Dieses Erbieten wird erstlich der Frau und hernach dem Herrn selbst vorgebracht. Der befiehlt, daß man dem armen Manne solle einen Sack voll Roggen geben, wenn er sein Versprechen sollte in's Werk richten. Hierauf begiebt sich der Bettler aus dem Schlosse, umgeht dasselbe in einem großen Zirkel, so weit als ihm däucht, daß der Frösche Stimme dem Herrn könnte verdrießlich sein, gebrauchet dabei seine Wissenschaft und bringet damit zu wege, daß das Geplärre der Frösche sofort aufhört. Und in diesem Stand ist es seitdem mit den Fröschen dort immer geblieben, daß sich, soweit der fremde Mann gegangen, kein Frosch wieder hat hören lassen. Der

Mann hat dabei gleich gesagt, daß dieß nur auf hundert Jahre so dauern werde. Die hundert Jahre sind noch nicht um."

59. Das Kreuz am Cremmer Damm.

Bei Cremmen zieht sich der Weg als ein schmaler Damm durch das Luch. Diese Stelle hat in früheren Zeiten mehrmals bedeutende Kämpfe gesehen, und manches Blut ist daselbst geflossen. Hier war es auch, daß der erste Hohenzoller im Jahre 1411 mit den Pommern-Herzögen ein Gefecht zu bestehen hatte, in welchem unter Andern ein Ritter, der ihm aus Franken her gefolgt, ein Graf v. Hohenlohe fiel. In Berlin erinnert noch ein Denkmal in der Klosterkirche an ihn, bei Cremmen aber wurde ein hölzernes Kreuz an der Stätte errichtet, wo der erste Kampf stattgefunden, den die Hohenzollern in und um die Marken zu bestehen hatten. In diesem Jahrhundert ist das hölzerne Kreuz durch ein stattliches eisernes ersetzt worden.

Die Sage hat frühzeitig, wie schon ältere Berichte zeigen, sich hier angesetzt und nicht blos den geschichtlichen Hintergrund verwischt, sondern die Sache auch in die sogenannte Räuberzeit hinübergespielt, mit welcher das Volk im allgemeinen die Zeit des Faustrechts bezeichnet. Dort also, wo das Kreuz steht, heißt es in der Sage, ist ein Herr von seinem Bedienten erstochen worden. Es war auf des Herrn Kopf ein hoher Preis gesetzt, aber sie haben ihn nie fangen können, denn er wußte immer einen Ausweg und, seinen Pferden — er hatte nur Cavallerie, — hat er immer die

Hufe verkehrt aufschlagen lassen, so daß seine Verfolger dadurch getäuscht wurden und ihn immer gerade in entgegengesetzter Richtung suchten. An der Stelle hat ihn also sein Bediente, wie er einmal vom Pferde stieg, von hinten mit dem Degen durchstochen. Den Preis hat er aber doch nicht erhalten, denn sie hatten ihn lebendig haben wollen. Und so haben sie den Bedienten auch todt gemacht. „Es soll, wie die alte Chronik sagt, 1666 (!) oder 1696 (!) geschehen sein", setzte einmal ein Erzähler hinzu, „in der stand überhaupt noch mehr davon, die ist aber 1840 beim Brand von Cremmen verbrannt."

---

60. Der letzte Graf von Ruppin.

Die Grafen von Lindow, Herren zu Ruppin und Möckern, stammten aus dem alten thüringischen Geschlecht der Grafen von Arnstein und kamen mit den anhaltinischen Fürsten in die Mark. Sie nahmen allezeit eine hohe Stellung ein, wurden fürstlichen Personen gleich geachtet und waren meist streitbare und kluge Herren, die stets in der Geschichte der Mark eine Rolle spielten. Ein eigenthümliches Familienzeichen sollen alle mit auf die Welt gebracht haben, ein Loch im Ohr, wie ein alter Bericht sich ausdrückt, an der Stelle, wo andere Menschenkinder sich erst eins müssen stechen lassen, wenn sie etwas hineinhängen wollen.

Der letzte war Graf Wichmann, der im einundzwanzigsten Lebensjahre unvermählt starb. Schon als Kind hatte er, wie ein Zeitgenosse von ihm rühmt, die Weisheit eines Greises. Da sein Vormund starb, als Wichmann kaum

17 Jahr alt war, erklärte ihn Kurfürst Joachim I., der auch sehr jung zur Regierung gekommen war, für mündig. Dies war im Jahre 1520. Als er im Jahre 1524 vom Kurfürsten zur Hochzeit des Herzogs Albrecht von Mecklenburg verschrieben wurde, war er an den Pocken erkrankt gewesen, machte sich aber zu früh hinaus und ging nach Berlin, dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Zurückgekehrt nach Ruppin verfiel er auf der Jagd plötzlich in ein hitziges Fieber. „Er wurde nach Hause und in einem stark geheizten Zimmer in's Bett gebracht. Das nahm ihm das Leben. Vergeblich sehnte er sich nach einem Arzt, der aus Berlin hätte herbeigeholt werden müssen. Es fehlte an baarem Geld dazu, und man hielt in seiner Dienerschaft die Krankheit auch nicht für so bedeutend. Am 26. Februar fühlte der Graf jedoch das Herannahen des Todes. Er machte sein Testament, in welchem er besonders die benachbarten geistlichen Stiftungen bedachte, um ihnen die Fürbitte für sein Seelenheil zu empfehlen. Als Hans von Zieten der Alte ihn bei dieser Gelegenheit fragte: „„Wem verlassen Ew. Gnaden Land und Leute?““ antwortete er: „„Dem Kurfürsten.““ Er starb am zweiten Tage hiernach, und mit seinem Leben erlosch am Sonntage Oculi den 28. Februar 1524 das alte edle Geschlecht.“

„Als der Herr verschieden was“ (heißt es in einem alten Liede),
„Da weinte alles, was auf dem Hause was,
„We das befroden kunte.“
„Sie legten ihn auf ein beschlagnen Wagen,“
„Sie führten ihn zu Ruppin in seine Stadt,“
„Sie begruben ihn in das Kloster.“
„Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild,“
„Da sprach de alte Gräfin (seine Mutter): o weh, o weh, mein liebes Kind,“
„Daß ich hier die letzte bin.“

„Den Schwestern des Verstorbenen, den Gräfinnen Anna und Apollonia, wurde neben einer entsprechenden Aussteuer Alles in den Häusern zu Ruppin, Neustadt und Goldbeck vorgefundene baare Geld, Silbergeschirr, Bettgeräth und sonstiges Geräth, Vieh, Korn und dergl. mehr überlassen oder vergütet, ausgenommen ein Pferd, gesattelt und gezäumt mit einer Barsen, Stirn- und Strohlenhals, einen Streithammer, ein Schwert, ein Bett mit einem Kissen, ein paar Laken, ein Tischtuch, ein Handtuch und zwei Becken. Diese Gegenstände wurden dem Kurfürsten nach alter Gewohnheit als Heergewette vorausbeschieden."

„Vergeblich versuchte der Freiherr von Geroldseck, der Gemahl der Gräfin Anna, Ansprüche auf die Grafschaft Lindow selbst zu machen, Joachim II. räumte nur 1548, man weiß nicht aus welchem Grunde, der Gräfin Anna und ihren Nachkommen die Anwartschaft auf alle in der Grafschaft ledig werdenden adligen Lehen ein. Es ist aber ein solcher Fall nie eingetreten."

Die Burg der Grafen von Alt-Ruppin hat bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch zum Theil gestanden; wo man, als Neu-Ruppin abbrannte, die Steine abgebrochen und zum Aufbau dieser Stadt mit verwandt hat. Bei der Schiffbarmachung des Rhin im J. 1836 fand man an der langen Brücke eine eiserne Hand wie die Berlichingens und ein paar Schwerter, welche Stücke schließlich in das Museum des Gymnasium zu Neu-Ruppin gelangt sind.

Wo die Burg gestanden, ist jetzt das Rentamt; nichts erinnert mehr an die alte Zeit, nur um Mitternacht will man noch öfter eine weiße Frau sehen, die kommt von dort herunter mit einem Schlüsselbunde an der Seite und schreitet

die Hauptstraße entlang bis zur Brücke; dann kehrt sie um; sie findet aber nicht mehr die Stätte, die sie zu hüten hatte.

61. Die Wahrzeichen Neu-Ruppins.

Nicht bloß die alte Welt hatte 7 Weltwunder, auch Neu-Ruppin hat deren sieben aufzuweisen, nämlich: 1. einen Canal ohne Wasser, 2. einen Weinberg ohne Wein, 3. einen Berg ohne Höhe (den Taschenberg, eine Straße), 4. einen Bienenkorb ohne Bienen (der Kirchthurm der Pfarrkirche sieht wie ein Bienenkorb aus), 5. einen Rosenwinkel (eine Straße) ohne Rosen, 6. ein Kloster ohne Mönche (das alte Dominicaner Kloster), 7. eine Nonne ohne Kloster.

Mit dem Namen Nonne bezeichnet man nämlich einen steinernen, säulenartigen, kleinen Bau vor dem Bechliner Thore mit einem Crucifix darinnen. Derselbe rührt noch aus katholischer Zeit her, und zwar hat ihn ein Herr v. Wuthenow errichten lassen, nachdem er glücklich von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war. Diese Säule war vom alten Neu-Ruppinschen Rathhause so weit entfernt, als die Schädelstätte zu Jerusalem von Pilati Richthause.

Auch die Klosterkirche hat ihr besonderes Wahrzeichen. Wenn man nämlich vom Chor aus, wo die Orgel ist, nach dem Gewölbe des Hauptschiffs hinaufsieht, bemerkt man an der Decke ein eigenthümliches Bild, eine Maus, die eine Ratte verfolgt. Das soll nämlich so zusammenhängen. In der Zeit, als die protestantische Lehre hier in die Mark eindrang, stritten sich einmal ein katholischer und ein protestantischer

Geistlicher, indem der letztere meinte, die Kirche würde auch noch protestantisch werden, der erstere behauptete, das würde nie geschehen, so wenig als jemals eine Maus eine Ratte verfolge; und siehe da, kaum hatte er dies gesagt, da sahen sie an der Decke der Kirche das Wunder, daß eine Maus eine Ratte verfolgte. Und als die Kirche dann wirklich protestantisch wurde, heißt es, da hat man zum Gedächtniß das Bild dort oben angebracht.

Neben der Klosterkirche steht nach dem See zu an der Mauer eine alte Linde. Die Einen behaupten, daß in dieselbe einmal die Pest gebannt sei, die Andern sagen, darunter hätten die Mönche bei ihrem Abzuge ihre Schätze vergraben. Unter der Linde ist nämlich ein Fundament, und über demselben nur etwa 3 Fuß hohe Erde, in welcher die Linde steht*). Schon zweimal ist sie dem Eingehen nahe gewesen, aber immer wieder ausgeschlagen. Wenn sie zum dritten Mal ausschlägt, heißt es, können die Schätze gehoben werden.

Wie es aber kommt, daß das Ruppiner Wappen einen Adler mit einer Kappe auf dem Kopfe zeigt, darüber berichtet ebenderselbe Feldmann, nach einer handschriftlichen Chronik, die inzwischen verloren gegangen, Folgendes: „Des Grafen

---

*) Das Fundament haben nach den schriftlichen Aufzeichnungen des Dr. Feldmann aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch einmal Arbeiter gefunden, als der damalige Bürgermeister Holle dort eine Kalkgrube graben lassen wollte; es war viereckig und bestand aus gebackenen Mauer- oder Ziegelsteinen, etwa 8 Fuß im Quadrat. „Sie gruben," heißt es, „auch noch 3 Fuß tiefer, kamen aber noch nicht bis auf den Grund. Sie entblößten auch alle die freiliegenden Seiten, aber der Bürgermeister Holle ließ Alles wieder zuschütten."

Bediente, so Edelleute waren, erstachen einen Bürger, als sie sich lustig machten. Der Magistrat nahm den Thäter gefangen und verurtheilte ihn (im winter) zum Köpfen. Dieß ward draußen bekannt, die Edelleute versammelten sich dichte vorm Thore in 2 Reihen um ihn wegzunehmen, wann er herausgeführet würde. Aber der Rath erfuhr es, hielt das äußerste Alt-Ruppinische thor verschloßen, führte den delinquenten ins thor und ließ ihm da zwischen dem innern und äußern Thore, nahe beim äußern, damit sie es draußen hören könnten, den Kopf abschlagen. Drauf ward das Thor geöffnet, da nahmen ihn die Edelleute nach sich. Dieses geschahe nach des Mönchen Historie und Bann; und dieses klagte auch der Graf nach Berlin an den Markgrafen, da ward dem Rathe zur Strafe aufgelegt, keinen bloßen oder freien Adler mehr im Siegel zu führen, sondern über den Kopf eine Kappe zu ziehen."

„An der einen seitenmauer des alt Ruppinischen Thors gegen den platz dieser decollation über," setzt Feldmann hinzu, „ward, wo jetzt die Wache steht, ein klein eisern Kreutz an der mauer angemacht; dieses hat Referent selbst noch gesehen, ehe Printz Ferdinand dies Thor hat erweitern lassen. Der Graf hatte damals mit der stadt nichts zu thun."

Die erwähnte Mönchs-Historie und der Bann spielt aber schon im XIV. Jahrhundert und verhielt sich nach einer andern alten Aufzeichnung folgendermaßen. „Es war, heißt es, zu Neuen-Ruppin eine Zeit her große Dieberei vorgegangen. Als nun Richter und Schöppen große Haussuchung thun ließen, fanden sie in einem Hause, in welchem ein Geistlicher, Jacob Schildiche, gewisse Kammern und

Kisten inne hatte, sehr viel güldene und silberne Sachen, welche sowohl aus der Kirche als gemeinen Häusern entwandt waren. Weshalb man ihn als den rechtschuldigen in seinem geistlichen Habit und geschorenen Haaren ins Gefängniß warf. Und nachdem gedachter Jacobus des folgenden Tages öffentlich bekannt hatte, daß er nicht allein gemeine Diebstähle, sondern auch vielfältigen Kirchenraub begangen habe, ist er auf Graf Ulrichs und seiner Räthe, wie auch des Richters, Schöppen und der Burgemeister Befehl, nachdem das Volk auf das Glocken-Geläute sich versammelt hatte, durch zwei Bürger derselben Stadt, Köppekin Konyngesberge und Hening Kelber, die dazu durch Würfelloos erkohren waren, am Galgen aufgehänget worden. Da nun deshalb der Päpstliche Bann erfolget ist, so haben Richter, Schöppen, Burgemeister und die ganze Gemeine sich entschuldiget, daß sie gemeldeten Jacobum nicht aus Verachtung der Kirchen-Freiheit, sondern wegen schwerer und greulicher Verbrechen, die er begangen, aufhängen lassen, anbei behauptet, das die Vergreifung an einer geistlichen geweihten Person ihnen herzlich leid sei. Solcher Gestalt ist ihretwegen an den Papst demüthig suppliciret worden, daß sowohl der Graf als die Einwohner der Stadt, hohe und niedrige, des Banns möchten entschlagen werden. Worauf denn Papst Bonifacius IX. Anno 1398 den 1. September im 9. Jahre seines Pontificats dem Bischof zu Havelberg anbefohlen, den Bann aufzuheben."

Uebrigens erzählte man auch in Neu-Ruppin wie in Berlin von einem sogenannten Jungfernküssen, wenigstens sagt Feldmann: „Als 1756 der alte Thurm auf dem hiesigen Alt-Ruppiner Thore abgebrochen wurde, so fanden

sich noch die rudera von der in alten Zeiten bekannten Todesstrafe: „Die Jungfer küssen" genannt. Es war nehmlich oben in dem Thurme ein rundes Loch in größe einer halben Tonne, worüber vermuthlich die Wippe gestanden. Unter diesem Loche war ein leeres Gewölbe, worin sich noch verschiedene Menschenknochen fanden, dergleichen sich auch in einem alten Thurm an der See, so anno 1740 abgebrochen wurde, aufhielten."

62. Pater Wichmann in Neu-Ruppin.

In der Klosterkirche steht noch die Bildsäule vom Pater Wichmann, einem der Grafen von Lindow, der das Kloster hier gegründet haben soll und sein erster Prior gewesen ist. Er soll die Gabe gehabt haben, Wunderwerke zu thun, wovon in alten Schriften namentlich eine Begebenheit erzählt wird. „Einstmals", heißt es, „hatte er jenseit der Ruppinschen See, welche dicht vor dem Kloster vorbeygehet, im Namen seines Convents etwas zu verrichten. Wie ihn nun sehr hungert, und er bey gegebenem Zeichen der Eß-Glocke vor großer Mattigkeit den weiten Weg (um den See herum) nach der Stadt nicht wieder gehen kann, so spricht er zu seinem Gefährten: „mein Sohn folge mir getrost," machet darauf ein Kreutz vor sich, und gehet gerades Weges über das Wasser in den Convent, sein Gefährte aber getraute sich nicht in seine Fußstapfen zu treten, und kömmt also eine (drei?) gute Stunde hernach allererst zu Hause."

Das ist die Fassung der Geschichte, wie sie die Mönche

erzählten; im Volke aber gehen zum Theil andere Darstellungen um, in denen Pater Wichmann zu einem Zauberer und Riesen wird. Er konnte, heißt es, überhaupt über das Wasser gehen. Einmal ist ein Bauer hinter ihm hergegangen; wo Pater Wichmann austrat, da trat der Bauer ein. Zuerst that Pater Wichmann, als sähe er es nicht. Wie sie aber mitten auf dem See waren, drehte er sich um und drohte dem Bauer mit dem Finger, und sagte: „Wie kannst du dich unterstehen, mir nachzugehen, diesmal will ich dich noch mit hinüber nehmen, aber versuche es nicht wieder.“

Uebrigens hat Pater Wichmann einen Damm durch den Ruppiner See bauen wollen, welcher doch die Grafschaft der Länge nach durchschneidet und in zwei Theile theilt. An zwei Stellen hat er von der Ruppin entgegengesetzten Seite angefangen den See zuzudämmen, einmal, wo beim Fährhahn (am Fährhause) sich eine Spitze gerade der Klosterkirche gegenüber in's Wasser hineinzieht, und dann bei der Ziegelei zwischen Gnewikow und Karwe, eine Stelle, die man noch die scharfe Ecke nennt. Beidemale ist ihm aber das Schürzenband gerissen, wie er Erde in seiner Schürze herbeitrug. An der scharfen Ecke sieht man es aber noch deutlich, wie die Sandbank sich weit in's Wasser hineinzieht, da ist es auch schon manchem Schiff schlecht ergangen, wenn die Schiffer dies nicht beachtet und zu dicht an's Land gehalten haben.

---

63. Der Schmied im Mond.

(Eine Ruppinsche Sage.)

Viele sagen, im Mond sei ein Mann mit einem Reisigbündel, das ist aber nicht wahr, sondern es ist ein Schmied. Davon hat man auch noch eine ordentliche Geschichte im Ruppinschen. Es war einmal ein Schuhmacher, der bekam an einem Montag von seiner Frau Geld, um Leder einzukaufen. Wie er nun beim Wirthshause vorbei kommt, sieht er seine Collegen darinnen, die lassen ihn nicht vorbei, er muß hineinkommen. (Des Montags arbeiten nämlich die Schuhmacher, heißt es, nicht, da trifft man sie im Wirthshaus.) Als er nun ohne Leder und ohne Geld nach Hause kommt, da ist die Frau natürlich sehr böse und schilt ihn gehörig aus. Den andern Tag schickt sie ihn wieder mit Geld aus, daß er Leder kaufe. „Vorbeigehen," denkt er, „kannst du schon beim Wirthshaus, aber hineingehen thust du diesmal nicht." Aber es kam doch wieder wie das erste Mal, er vertrank das Geld und bekam wieder böse Reden von seiner Frau zu hören. Als ihm nun seine Frau den dritten Tag wieder Geld gab, und es ebenso ging wie die beiden vorigen Tage, da wollte er nicht wieder nach Hause gehen, sondern ging in den Wald und wollte sich an einem Baum aufhängen. Als er nun so an einem Baume stand und mit dem Messer den Bast abschälte, um daraus einen Strick zu flechten, kam ein Herr gegangen, der fragte ihn, was er da mache. „Ich will einen Strick binden," sagte der Schuhmacher, „und mit demselben alle Teufel in der Hölle zusammenbinden." Da bekam der Herr, es war der Oberste der Teufel, einen Schreck und sagte, das solle er nur bleiben lassen, er wolle

ihm auch so viel Geld geben, daß der ganze Stiefel davon voll würde. Da war der Schuhmacher zufrieden und ging nach Hause, machte sich und seiner Frau eine Hacke und sagte ihr, als sie sich darüber wunderte, sie solle nur ruhig sein, sie würden so viel Geld bekommen, daß sie es damit zusammenkratzen müßten. Darauf nahm er einen großen Stiefel, schnitt den Schuh unten ab und hängte den Stiefel in den Schornstein. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kam der Teufel an, aber, wenngleich er auch Sack auf Sack herbeischleppte, der Stiefel wurde nicht voll, denn Alles fiel hindurch und immer in den Schornstein hinein. Als nun der Oberste der Teufel sah, daß seine ganze Schatzkammer fast leer geworden, sagte er zu einem andern Teufel: „Dem Schuhmacher können wir das Geld nicht lassen. Geh' hinunter und sieh, daß du es ihm durch eine Wette abgewinnst. Das Geld soll dem gehören, der von dem Andern 3 Pfeifen Taback rauchen kann." Als nun der Teufel zum Schuhmacher kam und ihm das vorschlug, war der es zufrieden und sagte, der Teufel müsse aber zuerst von seinem Taback rauchen, und damit nahm er eine Flinte, hielt sie ihm an den Mund und drückte los. Das war dem Teufel aber doch zu starker Taback, und er machte sich davon. Als er oben ankam, sagte der Oberste der Teufel wieder, er müsse noch einmal hinunter und „wer zuerst einen Hasen finge, dem solle das Geld gehören." — „Ist mir schon recht," sagte der Schuhmacher und steckte 3 graue Kaninchen in einen Sack. Als er das erste nun laufen ließ, wollte der Teufel nach, da zog der Schuhmacher das zweite hervor; während aber der Teufel nun vom ersten abließ und diesem nachsprang, holte der Schuster rasch das dritte hervor und rief: „Hier

habe ich einen Hasen;" da war der Teufel niedergeschlagen. Aber sein Herr schickte ihn noch einmal hinunter. „Unsere Schatzkammer," sagte er, „ist doch leer, da nimm die eiserne Thür von derselben, die ist so doch zu nichts nütze, wer die am höchsten wirft, soll das Geld haben." Als der Teufel wieder zum Schuhmacher kam, war der auch damit zufrieden, verlangte aber, daß der Teufel es ihm erst vormache. Der warf denn auch die Thür so hoch, daß, als sie herunter fiel, sie tief in die Erde eindrang. „Nun hole sie erst nur wieder heraus," sagte der Schuster. Während dessen sah er aber hinauf nach dem Monde, der schien gerade so schön hell. — „Was siehst du denn so nach dem Monde?" fragte der Teufel. „I," sagte der Schuhmacher, „der Schmid da oben im Mond, das ist mein Bruder, dem will ich die Thür hinaufwerfen, der kann sie als altes Eisen benutzen." Da erschrak der Teufel und sah, daß er überwunden war, und der Schuhmacher behielt das Geld. — Es sieht aber auch wirklich so aus, als ob im Monde ein Schmied stände; wenn er so recht hell scheint, kann man ihn sehen mit Amboß und Hammer.

---

64. Die Kuhburg und die Räuberkule bei Neu-Ruppin.

„Auf der Feldmark der Kahlberge bei Neu-Ruppin", berichtet Feldmann, „finden sich noch jetzt die Ueberreste eines alten Gemäuers, „die Kuhburg" oder auch wohl „die Warte" genannt, von welcher man weit in das Land hat hinaus sehen können, und welche im Jahre 1715 zum Bau des (damaligen) Neuen Rathhauses abgebrochen wurde.

Sie stand an der Landwehr und ist ehedem gegen die Streifereien der Nachbarn bei den einheimischen Kriegen zur Beschirmung der auf dem Felde weidenden Heerden gebraucht worden. Es hat auf ihr in unruhigen Zeiten immer Jemand lauern und die Ankunft der Feinde gleich durch ein Zeichen andeuten müssen." — „Auf dem mittelsten Felde ist dann die Räuber- oder Wolfsgrube." Dort haben sich früher Räuber (oder Römer, wie ein Erzähler sagte!) aufgehalten. Niemand konnte sie in dem dichten Walde, der damals in der Gegend war, finden. Sie hatten aber ein kleines Mädchen gestohlen, das mußte ihnen die Wirthschaft führen und immer nach Alt-Ruppin hinein gehen, dort einzukaufen. Da haben es einmal die Leute in Alt-Ruppin überredet und ihm Erbsen mitgegeben, die sollte es streuen, wenn es nach Hause ginge. Das hat es denn auch gethan, und so hat man den Schlupfwinkel der Räuber gefunden und sie aufgehoben. Die Stelle ist dann zugeschüttet worden, aber noch immer sieht man im Park zu Gentzrode, rechts vom Wege, der von Neu-Ruppin kommt, eine Vertiefung, wo die Räuberkule, wie man sie gewöhnlich nennt, gewesen.

---

65. Das Wahrzeichen von Bechlin.

Noch heute steht auf dem Ostgiebel der Kirche von Bechlin ein sichelartiges Messer, „Knief" genannt, das bis zum Jahre 1795 zwischen den damaligen beiden kleinen Thürmen hing, dann aber bei der Reparatur derselben abgenommen und

später an seinem jetzigen Standorte befestigt wurde. Von diesem Knief geht folgende Sage:

Zur Zeit der Grafen von Ruppin diente auf dem dortigen herrschaftlichen Gute ein Jäger, der sich eines schweren Vergehens schuldig machte. Er kam zum Priester in die Beichte und begehrte Absolution. Diese wurde ihm verweigert; er müsse höheren Orts Ablaß nachsuchen. Das konnte oder wollte er aber nicht, sondern verlangte wiederholt die Absolution, und als ihm diese wiederum verweigert wurde, so erstach er den Pfarrer im Beichtstuhl mit seinem Waidmesser. Deßwegen wurde das ganze Dorf Bechlin in den Bann gethan, und die Einwohner wurden gezwungen, an ihren Grenzen selbst Wache auszustellen, um jeden Reisenden von dem Dorfe abzuhalten. Eine solche Wache stand auch bei der jetzt noch davon benannten Warnung an der Ruppinschen Grenze. Da kam eines Tags der regierende Graf von Ruppin gefahren und wollte vorüber, ohne die Wache zu respectiren. Aber diese durchschnitt mit dem Knief (das aus einer alten Sense oder Sichel gemacht zu sein scheint) die Stränge am Wagen und verhinderte dadurch den Grafen, weiterzufahren. Dafür belobte der Graf die Wache und brachte es dahin, daß dem Dorfe der Bann abgenommen wurde, mit der Bedingung, das Knief als immerwährendes Wahrzeichen am Thurm aufzuhängen. „Wenn dasselbe jemals herunterfiele, so sollte das Rittergut aus seiner, auf dem (heute noch dem Namen nach vorhandenen) Weinberge befindlichen Weinpresse ein Faß Wein an die Gemeinde verabreichen."

---

66. Der Räuberberg bei Krenzlin.

Zwischen Bechlin und Krenzlin, aber auf bechlinschem Grund und Boden liegt eine unbedeutende Anhöhe, „der Räuberberg" genannt, welcher, nach Feldmanns schon gelegentlich erwähnten schriftlichen Aufzeichnungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auch „der Hünenwall" hieß. Von demselben geht folgende Sage.

Auf dem Berge lag, heißt es, ehedem in Gebüsch versteckt, ein Raubschloß, welches mit der gegenwärtig steinernen Brücke des Krenzliner Dammes durch einen Draht in Verbindung stand. Sobald nun ein Wagen die Brücke passirte, wurde durch diesen Draht eine Glocke im Schlosse in Bewegung gesetzt, und auf dieses Zeichen brachen sie aus demselben hervor und plünderten die Reisenden aus. Zuletzt wurde es dem Grafen von Ruppin aber doch zu arg, und er drohte dem Herrn von Fratz, — denn so hieß der Besitzer des Schlosses, — er werde ihm seine Burg anzünden, wenn er das Unwesen nicht ließe. Der aber lachte darüber und trieb sein Handwerk nach wie vor. Da paßte der Graf von Ruppin einmal eine Zeit ab, wo Fratz in Ruppin war, schickte schnell seine Leute hinaus, die mußten die Burg ersteigen und brechen. — So erzählt man sich heut zu Tage die Geschichte.

Feldmann aber überträgt nach der Erzählung eines alten Mannes die Sache nach Wildberg und berichtet sie in etwas anderer Weise folgendermaßen: „Fosföhlen," sagt er, „hieß ursprünglich der Edelmann, dem das Raubschloß dort gehörte. Als ihn der Graf zu Alt-Ruppin zu Gaste hatte

und vom obersten Theile des Alt-Ruppiner Schlosses ihm sein Schloß in Brand stehend zeigte, — welches der Graf wegen der Räubereien hatte anstecken lassen, — so sagte Fosföhlen: „Das macht der Frahz (nämlich das Tractiren des Grafen, weil er darum nicht hatte zu Hause sein können), drum will ich künftig nicht mehr Fosföhlen sondern Frahz heißen.“

So lautet der Bericht Feldmanns, und daneben giebt er dann an anderen Stellen auch die Fratz als erbgesessen auf Krenzlin an; so erwähnt er z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1536 dort einen Georg Fratz, und ein altes Hausbuch auf dem Amte zu Krenzlin stimmt dazu. Nach demselben hat nämlich das Gut noch in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ein Wulf v. Fratz besessen, wornach es dann in andere Hände übergegangen ist. Das erwähnte Hausbuch giebt auch an, daß der „Räuberberg“ oder „Hagen“ ursprünglich zu Krenzlin gehört und erst später an Bechlin abgetreten sei. Nach Allem scheint die Sache also hier gespielt zu haben und erst dann auf den jetzt noch so charakteristisch sich präsentirenden Wildberger Burgwall übertragen zu sein.

---

67. Die verwünschte Prinzeß und der weiße Bulle auf dem Burgwall zu Wildberg.

Zahlreich sind noch die sogenannten Burgwälle im Ruppinschen. Oft liegen sie inmitten von Wiesen, waren also offenbar früher von Wasser umgeben. Zu einem der festesten und eigenthümlichsten gehörte der Wildberger, um den sich

im Osten ein Wasser, die Temnitz genannt, schlängelt, während von den anderen Seiten er durch Sumpf unnahbar war. Zwar sind die letzten Reste der Burg schon im vorigen Jahrhundert verschwunden, aber noch immer erhebt sich der Burgwall zu einer ganz stattlichen Höhe zwischen Wasser und Wiesen; früher soll sogar die ganze Strecke zwischen Wildberg und Kerzlin Wasser gewesen sein. Achtzehn Dörfer übersieht man von ihm mit einem Blick, und die Städte Neu-Ruppin, Wusterhausen und Fehrbellin schließen den Horizont. Bronzene und namentlich eiserne Waffen und Geräthe hat man dort oft gefunden, zumal als die Brücke daselbst an der Chaussee massiv gebaut wurde. Besonders erzählen die Umwohner von Hufeisen, welche anders geformt und größer waren, als sie jetzt bei den Pferden gebraucht werden, und fügen die Bemerkung hinzu, man habe die Eisen den Pferden verkehrt untergeschlagen, um die Verfolger zu täuschen!

Auf diesem Burgwall läßt sich nun nach einer alten Sage des Nachts zwischen 12—1 Uhr oft eine weiße Dame sehen, die erlöst sein will. Vor einigen 20 Jahren wurde diese Sage so erneut, daß man sogar das Datum, Tag und Stunde bestimmen wollte, wo sie hätte erlöst werden können. Ein junger Mensch in Segeletz sollte dazu bestimmt gewesen sein. Diesem ist sie oft des Nachts erschienen und hat ihm gesagt, daß sie eine verwünschte Prinzeß sei, und er sei dazu geboren, sie zu erlösen. Er sollte zu der und der Zeit nach dem Burgwall kommen, dann würde er eine eiserne Thür finden, an die er dreimal schlagen solle. Dann würde sich die Thür aufthun, wie noch mehrere andere, durch die er müßte; schließlich werde er in einen großen

Saal kommen, dort würde an der Wand ein Schwert hängen, dessen Griff von Gold und mit Diamanten besetzt sei; das solle er nehmen, denn sofort werde ein weißer Bulle erscheinen und auf ihn eindringen. Dem müsse er mit dem Schwerte den Kopf abschlagen, dann werde die Prinzessin in aller Pracht vor ihm stehen, und es wären noch große Schätze dort verborgen, die würde sie ihm zeigen und ihn zum Manne nehmen. Aber gethan hat es der Mann nicht; warum, das weiß man nicht.

---

68. Herr v. Kahlebutz in Kampehl verwest nicht.

Vor mehreren Jahren hauste zu Kampehl bei Wusterhausen a/D. ein Herr von Kahlebutz, von dem wird gesagt, daß er ein gar jähzorniger Mann gewesen sei. Eines Tages wollte er nach Wusterhausen reiten, da traf er am Bückwitzer See, dort wo der Weg über die Schwänze geht, (so heißt der Abfluß des Sees nach der Dosse) einen Schäfer. Mit diesem gerieth er in Streit wegen des Weideplatzes, und als der Schäfer sein gutes Recht behauptete, erschlug ihn der jähzornige Mann. Obschon es aber Niemand gesehen hatte, so lenkte sich doch der Verdacht auf ihn. Er wurde vor Gericht nach Neustadt a/D. gefordert, leugnete aber die That und schwor, daß er nimmermehr seine Hand gegen den Schäfer erhoben habe. Schwöre er einen falschen Eid, dann wolle er, daß sein Leib niemals zu Staub werde und sein Geist herumwandele ohne Ruhe bis auf den jüngsten Tag. Dieser Meineid ist dann auch

klar geworden, als er starb. Sein Leib liegt seit Jahrhunderten unverwest im Sarge, selbst seine Kleidung hat sich erhalten, und ein Jeder um Neustadt und Kampehl kennt die Sage, daß sein unruhiger Geist am Orte der bösen That allnächtlich zwischen 11 und 12 Uhr umher spukt und sein Wesen am Bückwitzer See und auf der Schwänzbrücke treibt. Viele haben zwar schon ungläubig den Kopf geschüttelt, Andere aber bleiben steif und fest dabei, daß des Kahlebutz Geist keine Ruhe habe, und daß der Spott und Hohn gegen ihn nicht ungestraft bleibe. Fußgänger, welche die Schwänzbrücke zur genannten Zeit passirt haben, sollen von der Last zu erzählen wissen, die sich plötzlich auf ihre Schulter niedergeworfen und erst gewichen ist, wenn sie aus dem Bereiche des bösen Geistes gekommen. Manchmal, heißt es, haben Spötter auch noch Schlimmeres erfahren. So erzählen noch ältere Leute in Kampehl, daß Anno 1806 ein französischer Soldat, ein Deutscher aus dem Elsaß, des Kahlebutz Grab besucht und unter dem Grausen der anderen Soldaten den versteinerten Leichnam hochgehoben, Scheusal und Mörder geschimpft, ihn dann verkehrt in den Sarg gelegt und schließlich aufgefordert habe, ihn in seinem Quartier zwischen 11 und 12 Uhr zu besuchen, er erwarte ihn dort. Am andern Morgen fand man den Elsässer, der beim Schulzen in Quartier lag, angezogen auf seinem Lager todt. Dem bösen Spötter war das Genick umgedreht, ein Blutstrom hatte sich aus Nase und Mund ergossen. Die Franzosen machten zwar Lärm und behaupteten, er wäre ermordet, aber das Gericht stellte fest, daß Thür und Fenster wohl verschlossen gewesen, und Niemand von außen hatte hineinkommen können.

Das ist nun freilich schon lange her; aber der Leichnam

liegt noch immer unverwest da, ja Einige behaupten, Haare und Nägel wüchsen ihm noch immerfort nach; er sei eben in Ewigkeit verwünscht.

---

69. Der Pferdehirt zu Dierberg, an dem der Tod vorbeigegangen.

Im Dorfe Dierberg bei Lindow geht die Sage von einem Pferdehirten, der sich namentlich zu Lichtmessen sehen läßt.

Dies verhält sich so. Ein alter Pferdehirt, der in seinem früheren Leben nicht viel getaugt hatte, weidete einst einige Pferde. Da er nun durch die Hitze des Tages sehr erschöpft war, so legte er sich unter einer hohen Eiche nieder und schlief ein. Als er wieder aufwachte und seine Pferde heim trieb, wunderten sich alle Leute, daß die Pferde ohne Hirten kämen. Wie er nun nach Hause kommt, sieht ihn seine Frau nicht, wundert sich aber auch, daß der Hund, der sonst nie von seinem Herrn ging, ohne denselben kommt. Endlich zieht der Knecht sich die Schuhe aus, sofort erblickt ihn seine Frau, und als er die Schuhe nun untersucht, findet er, daß der Blüthenstaub des Farrenkrautes darin lag, den er aber nicht herausbekommen konnte. Wie er aber die Schuhe wieder anzieht, sind sie auf einmal fest angewachsen, er konnte sie nicht wieder vom Fuß bekommen. Als nun nach einiger Zeit der Tod kam, um ihn abzuholen, ging er an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen, und so soll der Mann denn noch herumlaufen und sich namentlich oft an der sogenannten Bäke (einem Wasserbache), wo sie die Chaussee zum dritten Mal schneidet, sehen lassen.

---

70. Der Roland von Rheinsberg und die Remus-Insel.

Im Boberow-Wald treibt noch heut zu Tage Herr von Reisewitz sein Wesen; gar Manchen hat er dort schon in die Irre geführt, der sich nicht herausfinden konnte, bis er plötzlich ein Lachen hörte oder ein Händeklatschen und dann sah, wo er hingerathen war.

Mit dem Herrn von Reisewitz soll es aber folgende Bewandtniß haben. Er lebte hier unter Prinz Heinrich und hatte Alles zu arrangiren. Während nun Prinz Heinrich im Felde war, richtete Herr von Reisewitz die Boberow-Cavel, die Fortsetzung des Schloßgartens, ein. Weil er aber beim Prinzen verläumdet wurde, machte ihm dieser deshalb Vorwürfe, und da vergiftete sich Herr von Reisewitz. Wie Prinz Heinrich aber aus dem Felde zurückkam, da hat er gesehen, wie schön Alles gewesen, und es hat ihm sehr leid gethan. Seit der Zeit geht Herr von Reisewitz nun im Boberow-Wald um. — Fontane, der in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" die Sage nach mündlicher Ueberlieferung ähnlich erzählt, nennt ihn v. Reitzenstein und fügt hinzu, man behaupte, er habe sich getödtet, indem er einen Diamanten verschluckt!!

Rheinsberg hat übrigens auch einen Roland gehabt, der war ganz von Gold. Bei einer Gelegenheit ist er fortgekommen und in den See versenkt worden. Zwar weiß man die Stelle, doch ist er nicht wieder aufzufinden gewesen.

So sagt man jetzt. Feldmann erzählt in seinen schon öfter erwähnten hinterlassenen Schriften aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichfalls nach mündlicher Ueberlie-

ferung: „Vor diesem hat in Rheinsberg ein hölzerner Roland gestanden, aber die Prentzlöer haben ihn da weggestohlen. Auf der Insel bei Rheinsberg sollen Skelette der Riesen des Roland gefunden sein. Rheinsberg hat vor alten Zeiten große Privilegien und Freiheiten gehabt, aber ein Schreiber hat die Bürger um diese ihre Briefe und Freiheiten gebracht, da er sie auf eine bürge (eine Trage) zusammengelegt und steine oben herumgepackt, hernach auf die See gebracht und in die See hineingeworfen noch vor des letzten Justi von Bredow Zeiten (eines früheren Besitzers von Rheinsberg). Dieser Schreiber ward nach seinem Tode ins Gewölbe der Kirche beigesetzt, und sein Leichnam ist daselbst nicht verwest, sondern nur vertrocknet, obgleich der vierte Leichnam bei ihm verweset ist." —

Was die Riesenknochen anbetrifft, von denen Feldmann redet, so hat man allerdings auf einer Insel im See — welche jetzt die Remus-Insel heißt — vor Zeiten einmal beim Ziehen eines Grabens viele Menschenknochen von angeblich auffallender Größe gefunden*). — Außerdem wollte man aber auch noch ein paar Grabsteine mit eigenthümlichen Inschriften und mit 6 Vögeln darauf, die man für Habichte erklärte, angetroffen haben. Daraus ist dann eine curiose Geschichte gemacht worden, daß dies des Remus Grab gewesen, der von seinem Bruder Romulus nicht erschlagen sei, sondern vor ihm sich hierher geflüchtet habe, daher sei die Stadt auch Remsberg und später dann Rheinsberg genannt worden. Der Insel aber ist davon der Name Remus-Insel geblieben.

*) Derartiges ist kürzlich auch auf einer Insel bei Alt-Ruppin vorgekommen, wo man gegen 40 Leichname, wahrscheinlich einmal bei Pest- oder Kriegszeiten dort beerdigt, fand.

71. Das vermauerte Thor zu Gransee.

„In vielen Städten der Mark Brandenburg, nur nicht in der Altmark, findet man etwas, was man nur sehr selten in anderen Ländern antrifft. Neben dem gewöhnlichen Stadtthore ist nämlich noch ein zweites, zugemauertes Thor. Nach Allem muß man annehmen, daß dieses das allererste gewesen, weil das mit dem Bau der Mauer, in der es sich befindet, übereinstimmt, und weil es auch gerade auf die Straße zugeht, wogegen das jetzige offene Thor schräge in die Stadt hineinführt. Welche Bedeutung die zugemauerten Thore gehabt, und aus welcher Veranlassung sie vermauert sind, das suchen unsere Geschichtschreiber vergeblich zu erforschen. Es finden sich namentlich dergleichen vermauerte Thore in Kyritz, in Wittstock, zu Wusterhausen im Ruppinschen, zu Gransee zwei, zu Soldin drei, zu Friedeberg zwei, zu Morin zwei, zu Berlinchen zwei, zu Königsberg zwei, zu Schönfließ zwei, desgl. zu Landsberg an der Warthe, zu Beerwalde, zu Woldenberg, zu Bernau, zu Fürstenwalde und zu Mittenwalde.

Von den beiden Thoren zu Gransee hat man zwei verschiedene Sagen. Einige geben nämlich vor, es sei einstmals ein Kaiser durch die Stadt gereiset, dem zu Ehren man beide Thore, durch die er gekommen, zugemauert, damit Niemand mehr hindurchreisen solle. Andere dagegen behaupten, da bekanntlich in Gransee früher Wenden gewohnt, daß diese von den einwandernden Deutschen vertrieben seien, und nun diese letzteren die Thore, durch welche die Wenden ausgegangen, nicht würdig erachtet, auch von ihnen gebraucht

zu werden, weshalb sie dieselben dann zugemauert und für sich nebenan neue Thore haben machen lassen. Hiermit stimmt es überein, daß in den Dörfern auf dem Lande, wo noch Deutsche und Wenden zusammen wohnten, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchenthüren bedienten, dieses aber nicht den Wenden gestatteten, welche vielmehr durch eine kleine, besonders angelegte Thür, in die Kirche gehen mußten."

---

72. Das Bassewitzfest zu Kyritz.

„Die Stadt Kyritz hat vor alten Zeiten vielfache Fehden mit den Rittern der benachbarten Lande gehabt, und so geschah es auch einmal, daß sie mit dem Mecklenburgischen Ritter Kurt von Bassewitz in Streit lag, der im Jahre 1411 heranzog und sie hart belagerte. Die Kyritzer vertheidigten sich aber tapfer und bewachten sorgfältig Thor und Mauern. So konnte er ihnen nichts anhaben, weshalb er sann, wie er die Stadt mit List nähme.

Er ließ deshalb einen unterirdischen Gang graben, durch welchen er in die Stadt eindringen wollte. Nun geschah es aber, daß die Kyritzer damals einen schweren Verbrecher im Thurm sitzen hatten, der hörte das Wühlen und Klopfen unter der Erde, und da er von der Belagerung wußte, ließ er dem Bürgermeister melden, daß er ihm wichtige Entdeckungen machen wolle, wenn man ihm das Leben schenke. Das ward ihm zugestanden, und jetzt erzählte er, was er gehört hatte." Auch bewies er sofort, daß da in der Tiefe gearbeitet wurde. Er ließ sich nämlich eine Trommel brin-

gen und streute Erbsen darauf. Da sahen Alle, wie die hin und her sprangen, das kam von der Erschütterung, welche die unterirdische Arbeit verursachte. „Nun verfolgte man die Sache weiter und ließ die ganze Bürgerschaft sich bereit halten, und nicht lange währte es, so kam Bassewitz plötzlich auf dem Markte aus der Erde hervor. Er hatte die Richtung verfehlt; statt, wie er gewollt, in der Kirche, kam er dort heraus. Nach Einigen soll er hier durch heißen Brei, den man ihm auf den Kopf stürzte, wehrlos gemacht sein, nach Anderen nach hartem Kampfe gefangen und nachher mit seinem eigenen Schwerte enthauptet worden sein. Das Schwert nebst dem Panzer des Ritters wird noch auf dem Rathhause aufbewahrt; zum Andenken an die Befreiung der Stadt aus dieser Noth feiert man aber noch alljährlich das Bassewitzfest am Montage nach Invocavit mit zweimaligem Gottesdienst und Gabenvertheilung unter die Armen und die Schulkinder. Bei dieser Gelegenheit war es früher Sitte, daß der Bürgermeister mit einem Messer einen Schnitt in das Kriegskleid des Ritters thun mußte, weshalb von diesem fast nichts mehr übrig geblieben ist."

---

73. Der Spuk in Havelberg.

Bei der Fähre, die oberhalb der Stadt Havelberg befindlich ist, zeigen sich gewöhnlich allerhand wunderbare Zeichen, wenn Jemand ertrinken soll; bald scheint es, als schlüge ein großer Fisch auf, und doch ist keiner zu sehen, oder es lacht ganz ordentlich, und kein Mensch ist da.

Auch im Dom zu Havelberg ist es nicht ganz richtig,

es scheint, als wären die alten Mönche doch noch nicht ganz zur Ruhe gekommen. Es ist noch nicht zu lange her, da spielte der Organist einmal in der Woche auf der Orgel, — er war allein in die Kirche gegangen und hatte die Thür hinter sich zugeschlossen. Als er die letzten Töne anschlägt, sieht er zufällig hinüber nach der Kanzel. Da steht leib- und wahrhaftig ein Mönch, der schaut zu ihm hinüber und neigt das Haupt, als wolle er sich bedanken. Der Organist stand still auf und ging hinunter. Wie er unten ankam, war der Mönch verschwunden, aber auch die Thür war fest zu, so daß keiner hatte hinein und hinaus kommen können!

---

74. Bischof Wepelitz im goldnen Sarge.

In der Mitte des Havelberger Doms befindet sich ein schönes Grabdenkmal, das ist das des Bischofs Wepelitz († 1041), der ein Bürgerssohn aus Wilsnack war, aber sich so auszeichnete, daß er Bischof von Havelberg wurde. Er war besonders für die Verehrung des Wunderbluts zu Wilsnack thätig und aus den reichen Mitteln, die dadurch der Kirche zugeflossen, baute er prächtige Kirchen und Capellen, denn er war ein kunstsinniger Herr. Auch andere Anlagen machte er; so legte er das Vorwerk Wettelitz oder Wepelitz an und bestimmte, daß jede Braut an dem Wege, der dorthin führte, eine Eiche pflanze; daher stammt die schöne Allee und ihr Name: die Brautallee.

Auf dem Denkmal nun ist des Bischofs Figur liegend in Lebensgröße aus Marmor ausgehauen, aber der zu

Füßen derselben angebrachte Löwe ist schon lange so stark verletzt, daß man ihn für einen Lindwurm ansah und sich daraus folgende Sage spann. Bischof Wepelitz, heißt es, hielt sich gern in dem nach ihm benannten Vorwerk auf. Da legte er sich einmal zur Sommerzeit im dortigen Gebüsch zum Schlummer nieder, als ein Lindwurm kam und ihm in den Kopf stach, daß er seinen Geist aufgab. Deshalb, heißt es, sei das auch im Dom an dem Denkmal so dargestellt und auch an der Figur des Bischofs am Kopf das Loch angedeutet worden, wo ihn das Thier gestochen.

In dem Dom, in welchem sich sein Denkmal befindet, ist er aber, behaupten die Leute, nicht bestattet. Sein Grab ist vielmehr an den steilen Abhängen nach dem Vorwerk Wepelitz zu, da ruht er in einem goldenen Sarge. Wo, das weiß man nicht genauer, denn alle die beim Begräbniß thätig gewesen, sind nachher hingerichtet worden, damit keiner verrathen könne, wo „der alte Bischof" in seinem goldenen Sarge liege. Vor einiger Zeit sind einmal da Schanzen gegraben worden, da haben die Soldaten immer gedacht, sie würden auf den goldenen Sarg stoßen, sie haben aber nichts gefunden als Urnen und dergleichen.

---

75. Das Wunderblut zu Wilsnack.

„In der Priegnitz lebte im Jahre 1383 ein Edelmann, mit Namen Heinrich von Bülow; der verbrannte und zerstörte feindlicher Weise elf Dörfer in der Priegnitz, unter denselben auch das damalige Dorf Wilsnack. In diesem

Dorfe brannte die Kirche ab mit Allem, was darin war. Der Pfarrer von Wilsnack, Herr Johannes, hatte zu damaliger Zeit drei Hostien, um der Kranken willen, sonderlich in der Kirche verwahrt. Als er nun in der Nacht nach dem Feuer auf seinem Lager lag und schlief, da vernahm er auf einmal eine Stimme, die ihm zurief: „„Stehe auf, Johannes, und mache dich fertig, an dem Altare der verbrannten Kirche die Messe zu lesen."" Anfangs glaubte er, ein böser Bube wolle ihn foppen, und er blieb liegen. Als er aber dieselbe Stimme zum zweiten und dann gar zum dritten Male vernahm, da stand er auf und ging zu dem Orte der verbrannten Kirche. Und siehe, hier stand mitten in der Verwüstung unversehrt der Altar der Kirche; zu dessen beiden Seiten brannten zwei helle Wachskerzen, und mitten auf demselben lag eine weiße Leinewand. In dieser aber lagen die drei Hostien, so der Pfarrer verwahrt hatte. Sie waren unversehrt, aber wunderbarer Weise ganz mit Blut besprengt. Ueber dieses Wunder staunte der fromme Mann mit Allen, denen er es zeigte. Die drei Hostien wurden sorgfältig aufbewahrt und verrichteten bald viele Wunderwerke, also daß Wilsnack bald ein berühmter Wallfahrtsort wurde, und große Haufen von Kranken aus Schweden, Norwegen, Ungarn, Frankreich, England, Schottland, Dänemark u. s. w. dahingekommen und gesund geworden sind. Solche Wunderthätigkeit hat gewährt bis zum Jahre 1552, wo die drei blutigen Hostien von dem damaligen Pfarrer zu Wilsnack, Namens Ellefeld, welcher der neuen Lehre angehangen, verbrannt worden."

In der schönen Pfarrkirche zu Wilsnack, welche der Bischof Wepelitz von Havelberg gebaut, sieht man noch auf

dem Chor eine Reihe alter Bilder, welche die einzelnen Scenen der Legende darstellen. Dem armen Ellefeld ist aber seine muthige That theuer zu stehen gekommen. Er wurde mit dem Caplan Lindenberg und dem Schulmeister Blockmann, welche bei der Verbrennung der Hostien mitgewirkt, vom Domcapitel gefangen gesetzt, indem dieses behauptete, Ellefeld habe nicht nur das heilige Blut, welches das Domcapitel nach Havelberg zu nehmen Willens gewesen, sondern auch die darüber gelegte consecrirte Hostie verbrannt und dadurch ein unverzeihliches Sacrilegium begangen. Alle kamen schließlich zwar wieder frei, und die Andern wurden auch in ihre Aemter wieder eingesetzt, Ellefeld aber, als der eigentliche Anstifter, mußte die Mark räumen.

---

76. Die Wenden bei Lenzen.

In der Nähe von Lenzen gegen Mecklenburg zu liegt das Dorf Seedorf, welches auf einem abgelassenen See von niederländischen Colonisten gegründet sein soll, und daneben ist eine Breite des Flüßchen Löcknitz, die in der Sprache der Leute der Wennsee genannt wird. In diesem soll nach der Sage einstmals ein ganzes Wendenheer seinen Untergang gefunden, und der See daher den Namen empfangen haben. Man meint auch, daß es an demselben nicht recht richtig sei, wenigstens sollen des Nachts die Geister der Umgekommenen sich noch dort sehen lassen und, den Kopf unter dem Arm, herumwanken. Wirklich sind auch noch in der neuesten Zeit dort Menschenschädel, die

sehr alt waren, von den Fischern aus dem Wasser aufgefischt worden.

Wahrscheinlich ist dies die große Wendenschlacht, welche nach den alten Chroniken unter König Heinrich den Wenden bei Lunkini geliefert wurde. Da sollen sich nämlich die Führer des Sachsenheeres, die Grafen Bernhard und Dietmar, so aufgestellt haben, daß sie die Stadt und die Elbe im Rücken hatten, während die Wenden einen See hinter sich bekamen. Als diese nun geschlagen wurden, heißt es, seien sie in den See gedrängt worden und zu Tausenden daselbst umgekommen.

Auch sonst spielt Lenzen in der Wendenzeit noch eine Rolle. Hier war es, wo später (nämlich 1106 nach Chr. Geb.) der Wendenfürst Gottschalk residirte, der ein großes christlich-wendisches Reich stiften wollte. Aber der Versuch mißlang, er wurde von seinen eigenen heidnischen Verwandten am Altar der Kirche zu Lenzen erschlagen, und das Land blieb heidnisch bis zur Zeit Albrecht des Bären.

---

77. Die Gänse von Puttlitz.

Uralt ist das Geschlecht der Edlen Herrn „geheten de Gense“ in der Priegnitz. Bald nennen sie sich von Wittenberge, bald von Perleberg, wo auch eine Gänseburg war, bis schließlich die Bezeichnung von Puttlitz alle anderen überwog, und dieser Name verblieb. Lange haben sie eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Priegnitz eingenommen, und ihr Länderbesitz war groß, größer zeitweise

als der der Grafen von Ruppin. Auch in der altmärkischen Wische auf dem linken Elbufer besaßen sie Güter, denn dort liegt ebenfalls mitten im Sumpf ein Burgwall, die Gansenburg genannt.

Man meint die Gänse stammten aus dem Geschlecht der alten Knesen der Brizaner Wenden, seien dann Christen geworden und hätten sich der deutschen Herrschaft angeschlossen. Deshalb seien sie auch zu Lehen von den Bischöfen von Havelberg gegangen, denn mit diesen hatte das Christenthum hier dauernd Platz gegriffen. Daher soll es denn auch kommen, daß sie in einigen alten Urkunden den Namen Auke führen, was ein wendisches Wort sein und so viel als Gans bedeuten soll. Daneben läßt freilich eine andere Sage sie deutschen Stammes sein und von den Grafen von Mansfeld herkommen, immerhin aber vor den Zeiten Albrecht des Bären hier ansässig werden.

Als nämlich Kaiser Heinrich V., heißt es, gegen den Sachsenherzog Lothar stritt, und dieser über die Kaiserlichen unter Graf Hoyer von Mansfeld am Welfelsholze im Jahre 1115 n. Chr. siegte, wurde ein Sohn oder Vetter des letzteren gefangen, indem er verwundet auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben oder, wie Andere sagen, bis zuletzt das Feld behauptet hatte. Dies soll dann der Stammvater derer von Puttlitz geworden sein. Er blieb nämlich, wird weiter erzählt, am Hofe Herzog Lothars und weil er sich hier durch Treue und Tapferkeit auszeichnete, soll ihm Lothar dann, als er Kaiser geworden, die Burgwart Puttlitz mit den zugehörigen Ländereien gegeben haben, denn er wollte die Priegnitz als eine Vormark gegen das noch heidnische Mecklenburg mit treuen Leuten besetzen. Weil aber jener,

als er gefangen genommen wurde, gesagt haben soll: „Hier liege ich wie eine verflogene Gans," gab ihm der Kaiser als Wappenbild eine gekrönte weiße Gans, die zum Fluge sich anschickt, und welche seitdem auf dem rothen Schilde wie auf dem Helm derer von Puttlitz prangt.

Als Bestätigung dieser Sage führt man an, daß es noch in der Nähe von Puttlitz ein Dorf Mansfeld gebe. Doch ist die Sache mehr als zweifelhaft, jedenfalls aber sind die Puttlitze zu allen Zeiten streitbare und mannhafte Leute gewesen und haben die Führerschaft in der Priegnitz behauptet, wie sie auch jetzt noch die Erbmarschallwürde der Kurmark Brandenburg bekleiden. Am bekanntesten ist Caspar Gans von Puttlitz, welcher zur Zeit der Quitzow's Landeshauptmann der Priegnitz war, aber an dem Kampfe, der sich zwischen diesem und dem Burggrafen Friedrich entspann, nicht Antheil nahm, indem er kurz vorher von dem Bischof Henning von Brandenburg durch dessen Hauptmann von Redern in einer Fehde im Dorfe Dalchow bei Spandow überrascht und gefangen genommen worden war. Nachher war er ein treuer Anhänger des Kurfürsten und erwarb sich besonders in den Kriegen mit Pommern durch seine ritterliche Kriegserfahrenheit und unverdrossenen Muth großen Ruhm. Ein altes Volkslied feiert ihn besonders, wie er bei Angermünde den Pommern in den Rücken fiel und den Sieg entschied. In dem Volkslied heißt es:

„De Gans von Puttlitz lag hinder den Graven
„Wo grimmig streckte se eren Kragen"
„Baven (über) die Gryffen (Greifen, Pommern) alle!"
„De Gryffen haddn die Flögel verlahrn,"
„De Adler (die Märker) schwewete dar baven."

„De Gans war des Mudes also vol,"
„Dorch de Muer brack sie ein Hol (eine Höhle)."
„Dorch de harte Feldsteene."
„Da se up de Markte quemen,"
„Da weren erer thene vör eenen" u. s. w.

Eine merkwürdige Persönlichkeit ist unter seinen nächsten Nachkommen Wedego von Puttlitz, der streitbare Bischof von Havelberg. Denn wenn ihn auch Herzog Heinrich von Mecklenburg, mit dem er manche Fehde wegen Grenzstreitigkeiten hatte, oft spöttisch „den Küster von Wilsnack" nannte, so hat er doch 27 Jahre mit kräftiger Hand dem Bisthum vorgestanden. Er nahm es mit den kirchlichen Dingen sehr ernst, hielt oft Synoden zu Wittstock, deren Beschlüsse in Ansehung der Feier des Gottesdienstes, des Wuchers und der damals unter den Geistlichen herrschenden Trunksucht sehr gerühmt werden, aber wenn es die Rechte des Bisthums oder den Landfrieden galt, dann schnallte er auch selbst den Harnisch um, und wenn auch dabei manche Gewaltthat mit unterlief, ja er einmal sogar mit den Bauern in Papenbruch bei einer Execution in ein Handgemenge gerathen sein soll, so stand er doch so in Ansehen, daß der Kurfürst ihn zum Landeshauptmann oder Statthalter in der Priegnitz noch nebenbei machte. Da hat er denn noch kurz vor seinem 1487 erfolgten Tode im Bund mit dem Hauptmann der Altmark, dem von Pappenheim, funfzehn Raubschlösser eingenommen und zerstört und so den Räubereien im Lande ein Ende gemacht.

78. Die Schlangen von Bernau.

„Auf der Feldmark der Stadt Bernau findet man, soweit man das Läuten der Bürgerglocke hören kann, weder Schlangen noch Nattern. Als Grund davon giebt man Folgendes an: Als vor Alters jene Bürgerglocke gegossen wurde, ward dazu nach damaligem Gebrauche von den Leuten allerlei verehret, als Gold, Silber, Erz u. s. w. Da kam auch eine alte Frau herbei, die sagte, sie habe zwar nichts von Geldeswerth, das sie zu der Glocke verehren könne, sie wolle aber doch etwas dazu schenken, was man nicht verachten werde. Damit ließ sie eine lebendige Schlange und eine Natter mit in den Guß hineinlaufen, mit dem Bedeuten, daß sich darnach die Schlangen und Nattern verlieren würden, welche damals so häufig in der Gegend waren. Und solches geschah auch, sobald man mit der neuen Glocke zum ersten Male zu läuten anfing.

Als vor ungefähr 300 Jahren die Glocke einstmals einen Riß bekam, so daß man nicht mehr damit läuten konnte, stellte das Ungeziefer sich wieder ein. Es verlor sich aber sogleich wieder, als im Jahre 1649 die Glocke umgegossen wurde und nun zum ersten Male wieder läutete."

---

79. Die Hussitenschlacht bei Bernau.

„Als im Jahre 1432 die Hussiten die Mark verwüsteten, sind sie auch vor die damals sehr feste Stadt Bernau gekommen, die sie stürmen wollten, sind aber von den Weibern, als sie die Mauern erstiegen, durch heißen Brei

und heißes Wasser, welches man auf sie herabschüttete, zurückgetrieben worden. Indessen hatte sich der Kurprinz Friedrich mit sechstausend Mann von dem Berliner Thor bis zum Mühlenthor und von da weiter bis halb an das Steinthor gelagert und daselbst die Reichshülfstruppen erwartet, und nachdem diese angelangt, so geht er den Belagerern in den Rücken und fällt sie von hinten an. Die in der Stadt sammt den dahin geflüchteten, worunter allein 900 Knechte gewesen, fallen gleichfalls aus und greifen die Feinde von vorn an, so daß sie auf diese Weise in die Mitte gebracht und auf's Haupt geschlagen worden. Das ist aber geschehen auf dem Felde, wo die Panke entspringt, und in so gewaltigen Strömen ist das Blut der Feinde geflossen, daß der Boden hier bis auf den heutigen Tag davon roth gefärbt worden, weshalb er den Namen das Blutfeld oder rothe Land erhalten. Der Tag der Schlacht ist aber der des heiligen Georg gewesen, welcher noch alljährlich in Bernau mit einem feierlichen Dankfest begangen wird." In der Mark aber kam der Spruch auf: „Der Bernau'sche heiße Brei macht die Mark hussitenfrei."

---

80. Die Stadt im Blumenthal.

„Nordöstlich von Straußberg und westlich von dem Dorfe Prötzel, liegt unweit der Chaussee, die von Tiefensee nach Müncheberg führt, mitten in einem herrlichen Eichwalde und ziemlich auf der höchsten Erhebung eines oft aus sehr steilen Hügeln und Thälern bestehenden Plateaus, ein Flecken Landes, welches in der ganzen Umgegend den Namen der Stadtstelle führt. Noch vor wenigen Jahren war auch diese

mit sehr alten Eichen bestanden, aber jetzt sind sie gefällt, und man hat westlich einen freien Blick bis zu dem etwa eine Viertelmeile entfernten Haidekrug, östlich bis zu dem unweit Prötzel gelegenen Hammelstall, nördlich und südlich ist der Blick durch Eichen- und Fichtenwald begrenzt. Jetzt wird dieser Flecken Landes, ungeachtet der Boden mit gewaltigen Massen bald kleinerer, bald größerer Steine bedeckt ist, mit Getreide bestellt, und nur, wo sich die Anhöhe nach Osten zu senkt, hat man eine größere Eiche stehen lassen, zum Andenken daran, daß hier einst eine Stadt gestanden, die untergegangen ist. Unter dieser Eiche liegt nämlich eiu großer Granitblock, der von ziemlich viereckiger Gestalt und oben geebnet ist; er hat eine Breite und Länge von etwa acht Fuß, liegt aber, wie es scheint, sehr tief in der Erde. Dieser Stein soll, wie erzählt wird, die Stelle bezeichnen, wo der Marktplatz der untergegangenen Stadt lag, und in seiner Nähe erstrecken sich, in einer Höhe von etwa zwei Fuß über den Boden nnd fast in der ganzen Ausdehnung des jetzigen Feldes, Steinwälle, die tief in die Erde hinabgehen. Das sollen die Fundamente der Häuser jener Stadt sein. Noch vor hundert Jahren kannte man hier, nach Beckmann's Beschreibung, die Spuren einer Hauptstraße, welche die Richtung nach Straußberg hielt, und von sechs Querstraßen finden; außerdem waren noch verschiedene Gruben als Ueberreste von Kellern oder Brunnen zu sehen, und vier ummauerte Plätze, die, wie er meint, der Nachlaß von Kirche, Rathhaus, Schloß, Kloster oder dergleichen gewesen sein mögen. Innerhalb dieses Raumes lagen auch drei runde Hügel, von denen man sagte, daß sie Begräbnißhügel seien. Das Alles ist jetzt zum größeren

Theil verschwunden, aber von dieser Stadtstelle haben sich noch mannigfaltige Sagen, namentlich in Straußberg, erhalten. Eine alte 73jährige Frau erzählte darüber, wie sie von einem 83jährigen Schäfer in ihrer Jugend gehört, der es von seinem Großvater vernommen habe, daß im Blumenthal einst eine sehr schöne Stadt mit guter Nahrung gestanden habe, die durch ein Erdbeben zerstört worden sei. Sie selbst habe noch den Kirchhof und den Grabstein des Predigers gesehen, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen gewesen: „Prediger Troschel, gebürtig aus Marienwerder,“ doch könne sie sich der Zahlen des Geburts- und Todesjahrs desselben nicht mehr genau entsinnen. Der Schäfer, dessen Vater schon immer in diesem Irrgarten, in dem die schönsten Mallinekens (Himbeeren), weiße Johannisbeeren, Stachelbeeren, Haselnüsse gestanden, gehütet hatte, erzählte ihr einst, als er auf einem Eichenstumpf saß, auf diesem hätte sein Großvater alle Morgen einen Groschen gefunden (es war aber noch einer von den alten, von denen 24 auf den Thaler gingen), das hätte er aber niemand sagen dürfen, sonst hätte er ihn nicht mehr bekommen. Er that daher das Geld stets heimlich in einen Sack und bewahrte den an einem sichern Ort. Einst mußte er ihn aber da fortnehmen, nachdem er 9 Jahre lang alle Tage seinen Groschen erhalten hatte, und versteckte ihn deshalb in seinem Strohsack. Als nun seine Frau das Bett macht, findet sie den Sack und schilt nun auf ihren Mann los, sie habe so lange geglaubt, einen ehrlichen Mann zu haben, und sehe nun, daß er ein Spitzbube sei. Da erzählte ihr der Mann, um sich vom Verdacht zu reinigen, woher er das Geld habe, aber des andern Morgens war auch kein Groschen mehr

auf dem Eichenstumpf, und nie hat er wieder einen bekommen.

Seltsam ist auch, was dem Vater des Schäfers dort mit seinem Hunde begegnet ist; so lange er den nämlich gehabt, ist der Hund, der den ganzen Tag über nichts fraß, Mittags in ein kleines Loch auf der Stadtstelle gekrochen, und wenn er auch noch so dünn hineinging, kam er doch immer wohlgenährt heraus und hatte sich oft so rund gefressen, daß ihm die Wampe bis auf die Erde hing. Der Schäfer behauptete aber steif und fest, „dä mütten Lüüde in west sinn, dee den Hund föddert hebben!"

Einige sagen auch, auf der Stadtstelle zeige sich öfters eine weiße Frau, welche ein verwünschtes Fräulein sei, und auf dem Marktsteine sei noch eine Menschen- und Pferdetrappe sichtbar, woran man sehn könne, daß auch der Teufel dort sein Wesen getrieben habe."

---

81. Der Blumenthalsche See.

„Wie einige Leute erzählen, ist die Stadt, welche einst im Blumenthal gestanden, in dem dortigen schönen See untergegangen, und daher mag auch der große gelbe Koffer, der ganz mit Eisen beschlagen ist, hineingekommen sein. Man sieht nämlich zuweilen einen solchen dort auf dem Wasser schwimmen, aber kein Mensch kann ihn herausziehen, und wenn die Fischerknechte ihn mit Stricken herausziehen wollten und ihn oft schon ganz sicher zu haben glaubten, waren die Stricke plötzlich wie abgeschnitten, und der Koffer

wieder an der alten Stelle. Ueberdies ist das Herausziehen sehr gefährlich, denn mancher, der es thun wollte, ist schon dabei im See ertrunken. Es muß aber etwas recht Wunderschönes darin sein, denn am zweiten Adventstage hört man den ganzen Tag über eine herrliche Musik, wie von Pauken und Trompeten und auch Gesang, und die kommt aus dem Koffer. Ein Schäfer war einst gerade an diesem Tage mit einem alten Fischer und noch andern dort in der Nähe, und es war ihnen allen schon den ganzen Tag wie Musik in den Ohren; als sie nun dem See näher kamen, wurde diese immer deutlicher, und wie sie endlich am Ufer anlangten, sahen sie den Koffer und hörten die Musik in ihrer ganzen Schönheit.

Wunderbareres kann man aber noch am Neujahrstage dort erleben, denn da sieht man Leinen quer über den ganzen See gezogen, darauf hängt die allerfeinste Wäsche, und zwar so schöne Hemden, Ueberzüge, Handtücher, Laken und dergleichen mehr, daß sie wohl Jeder gern haben möchte. Zum See führen dann ordentliche von Rasen gemachte Stufen hinab, und es scheint so recht einladend gemacht, daß einer die Wäsche holen solle. Eine Frau kam nun auch einmal am Neujahrstage des Weges, und da der See immer an dem Tage zugefroren ist, heute aber gerade so fest war, daß man noch die Spuren der schweren Holzwagen sah, die darüber gefahren waren, konnte sie dem Gelüste nicht widerstehen und wollte eins der schönsten Linnenstücke sich holen, aber wie sie hingeht und faßt nur kaum die erste Klammer an, giebt's ein fürchterliches Krachen, das Eis bricht unter ihr zusammen, und sie hätte unfehlbar ertrinken müssen, wenn ihr nicht noch die Fischer, die gerade auf dem See fischen

wollten, zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wären. — Wie Andere erzählen, soll sich dies Alles nicht auf dem Blumenthal-, sondern auf dem Straußsee zugetragen haben."

---

82. Die Uchtenhagen und der Schloßberg bei Freienwalde.

In der Freienwalder Gegend weiß man noch viel vom alten Uchtenhagen. Dem hat einst das ganze Land gehört, Freienwalde sowohl, als die Insel Neuenhagen. Im Dorf Neuenhagen ist er, wie einige sagen, im Amtsgebäude im Keller eingemauert worden. Er hat dort eine Nacke Semmel und einen Trunk Wasser alle Tage bekommen und ist so langsam verhungert. Das ist aber nicht richtig, sondern in der großen Kirche zu Freienwalde ist er begraben. Dort ist auch das Grab seines einzigen Sohnes, eines neunjährigen Knaben, der mit einem Apfel vergiftet worden sein soll, worauf die ganze große Besitzung an den Landesherrn gefallen. Man bezieht darauf noch ein altes Bild in der Kirche, welches einen Knaben darstellt, der einen Apfel in der Hand hat, und ein Hund springt an ihm hinauf. Dem hatte er nämlich, heißt es, ein Stück von dem Apfel gegeben, und wie der auch verendete, kam es heraus, daß der Apfel vergiftet war.

Der alte Uchtenhagen hat aber mehr als Brod essen können, namentlich kam ihm keiner im Fahren gleich, so schnell fuhr er, und er fuhr auch da, wo kein anderes Menschenkind es konnte. So liegt, wo der Weg sich vom

Freienwalder Brunnen die Berge hinaufzieht, rechts eine Schlucht, die ist jetzt zugefallen, da ist Uchtenhagen oft mit vier Pferden, in die Quer gespannt, durch die Berge hindurch nach Sonnenburg gefahren, es sind aber $^3/_4$ Meilen in gerader Richtung. So konnte er auch durch die Luft fahren. Einmal fuhr er von Freienwalde über Wriezen nach Seelow, da blieb im Dorfe Hardenberg an der Thurmspitze die Theerbutte seines Wagens sitzen, die hat noch viele Jahre zum Andenken da gehangen.

Wie aber der alte Uchtenhagen eigentlich zu all' dem Land, das ihm gehörte, gekommen, das erzählt man so: „Es war einmal ein gar kriegerischer Ritter, Namens von Hagen, der lag im Kampfe mit einem von Jagow. Nun hatte aber der Kurfürst geboten, daß aller Streit rechtlich beigelegt werden solle, und gegen die Uebertreter dieser Verordnung harte Strafen ausgesprochen. Als er nun erfuhr, daß der von Hagen der Anstifter dieses Streits sei, erklärte er ihn in die Acht und beraubte ihn aller seiner Habe. Nun irrte dieser unstät umher, indem er sich von Räubereien ernährte, die er besonders in der Gegend von Freienwalde, wo er seine Höhle hatte, ausübte. Nicht lange nach dieser Zeit aber traf sich's, daß der Kurfürst in einen Krieg verwickelt wurde, in welchem es auf dem sogenannten rothen Felde, in der Gegend der Sonnenburger Haide, zu einer blutigen Schlacht kam, woher das Feld dann auch das rothe genannt wurde. Das Heer des Kurfürsten gerieth in große Bedrängniß, als plötzlich der von Hagen, in schwarzer Rüstung und mit herabgelassenem Visir aus einem Dickicht mit einem Häuflein treuer Knechte hervorbrach, den Feinden in den Rücken fiel und sie in solche Verwirrung brachte,

daß der Kurfürst den Sieg erfocht. Als Alles vorüber, ließ dieser deshalb den schwarzen Ritter vor sich kommen, dankte ihm für seine Hülfe und fragte nach seinem Namen. Hagen weigerte sich jedoch, ihn zu nennen, indem er sagte, der thue nichts zur Sache. Da drang auch der Kurfürst, der wohl ahnen mochte, wer er sei, nicht weiter in ihn und sagte: „„Damit du aber siehst, daß ich erkenntlich bin, so soll, was du mit deinem Rappen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne umreiten kannst, dein sein, und weil du aus dem Hagen (Busch) uns zur Hülfe kamst, so sollst du forthin der Ritter „„Ut dem Hagen"" heißen!"" So soll der Name entstanden sein, nur daß man allmählig Uchtenhagen daraus gemacht.

Am folgenden Morgen setzte sich nun Uchtenhagen mit Sonnenaufgang auf dem Schloßberge bei Freienwalde zu Roß, und ritt nun in Begleitung einiger Gefährten weit herum um Freienwalde, bis nahe an Wrietzen heran, ritt, da es Sommer war, durch die seichte Oder und kam durch das Niederbruch hindurch gegen Abend nach Neuenhagen, welches etwa eine halbe Meile von Freienwalde entfernt liegt. Hier traf er auf dem Felde einen Schäfer an, den er fragte: „„Schäfer, was ist's an der Zeit?"" worauf ihm dieser antwortete: „„Nun, die Sonne geht zur Rüste!"" Sogleich zog der Uchtenhagen sein Schwert, schlug dem Schäfer den Kopf ab und steckte neben dem Leichnam, mit Hülfe seiner Gefährten, einen großen Pfahl auf, zum Zeichen, daß er bis hierher auf seinem Ritt gekommen; und diesen Pfahl bewahrt man noch jetzt auf dem Amte Neuenhagen auf."

Die wenigsten Leute in der Umgegend von Freienwalde wissen aber diese Sage so ausführlich. Gewöhnlich heißt es

in dieser Hinsicht bloß, der alte Uchtenhagen war ein Räuberhauptmann, den der Kurfürst dann, weil er ihm einen großen Dienst geleistet, freigegeben, und dem er soviel Land, als er in einem Tage umreiten konnte, geschenkt hat. Oft spricht man sogar dabei von dem Großen Kurfürsten und bringt dann wunderbarer Weise die Russen mit ihm in Verbindung, die aus der Zeit Friedrich des Großen hier an der Oder in der Erinnerung des Volkes haften geblieben sind.

Wie dem aber auch sei, auf dem Schloßberg zwischen Falkenberg und Freienwalde, da hat der alte Uchtenhagen gehaust, und wo man noch oben das Mauerwerk und die alten Keller sehen kann, da geht Uchtenhagen spuken. Einst kamen Musikanten des Nachts von Falkenberg, wo sie gespielt hatten, des Weges. Da sagte Einer: „Wollen dem alten Uchtenhagen ein Ständchen bringen." Wie sie aber das dritte Lied blasen, da kommt Einer heraus und giebt ihnen ein Achtgroschenstück. „Einmal", sagte er, „sollte es ihnen geschenkt sein, aber sie sollten es sich nicht wieder beikommen lassen!"

Am Schloßberg ist es überhaupt nicht richtig, da giebt es noch allerhand anderen Spuk. So ist zwischen dem Schloßberg und dem nahen Räuberberge eine Schlucht, in der läßt sich eine weiße Frau sehen, die will erlöst sein. Einst hatte es Einer unternehmen wollen; er hat sie auch schon auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da ist es ihm gewesen, als würde ein Baum geschlagen und fiele auf ihn. Die weiße Dame hat ihm aber Alles vorher gesagt, wie es kommen würde, und da ist er ruhig weiter gegangen. Nun ist aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen gekommen, und wie er heran

gewesen, war es ihm, als würde derselbe umschlagen. Da ist er doch aus dem Wege getreten und sofort ist Alles verschwunden gewesen.

Die weiße Frau soll sich aber in verschiedener Gestalt zeigen, manchmal ist sie als Bettler, manchmal als kleiner Junge zu den Leuten gekommen. Besonders läßt sie sich um Johannis um 12 Uhr sehen, dann brennt auch auf dem Schloßberge ein Schatz.

In der Schlucht ist auch ein Wasser, das heißt das klingende Fließ, in dem ist eine Glocke versunken, die man zu Zeiten noch hört. — Einmal war nun ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren — damals ging nämlich das Wasser noch so weit, ehe die Chaussee erbaut wurde, — da kam ein großer schwarzer Hund gelaufen und wollte mit in den Kahn. Der Schiffer wollte es anfangs nicht leiden, da hörte er die Glocke klingen:

Anne Susanne
Willt du mit to Wasser oder to Lanne?

Da wurde ihm so angst, daß er den Hund hineinließ; der sprang auch in die Ecke vom Kahn und legte sich da ganz still nieder. Nach einem Weilchen sah aber der Schiffer, daß er wieder verschwand, wie ein Schatten, und zuletzt war er ganz fort. Das war ihm denn doch zu gruselig, und er machte, daß er bald wieder heim kam. Aber auch sonst ist es dort, wie gesagt, nicht geheuer. Früher, als die alte Straße da entlang ging, hat sich Mancher da fest gefahren und sich erst durch ein schweres Donnerwetter — denn ein Fluch, sagen sie ja, kann solchen Zauber vertreiben — gelöst. Das kommt aber Alles daher, weil der alte Uchtenhagen da sein Wesen treibt!

83. Der Wunderkreis auf dem Hausberg bei Neustadt-Eberswalde.

„Auf dem Hausberg bei Neustadt hat ehemals eine alte Burg gestanden, deren Gemäuer noch vor mehreren Jahren sichtbar gewesen, später aber zum Bau der Kirchhofsmauer benutzt worden ist. Hier läßt sich öfter eine weiße Frau mit einem großen Schlüssel sehen, die sich auch zuweilen in einen großen schwarzen Hund verwandelt und so die Gegend durchstreift.

Jetzt ist der Hausberg oben ganz geebnet, und nur der sogenannte Wunderkreis befindet sich dort; das ist ein aus vielen Kreisen bestehender, durch Rasenstücke geschaffner Gang, der so in und durch einander läuft, daß, wenn man ihn zu Ende geht, man an derselben Stelle wieder ankommt, wo man hineingegangen ist. Früher wurde er von den Kindern zu Ostern ausgelaufen, das heißt, derjenige Knabe, der ihn am schnellsten durchlief, erhielt eine Belohnung von Ostereiern, aber jetzt wird seiner nicht mehr gedacht, da die alte Sitte nicht mehr beobachtet wird. Diesen Kreis, sagt man, habe ein alter Schäfer gemacht, der sich dadurch vom Tode gerettet, denn man hatte ihm versprochen, ihm das Leben zu schenken, unter der Bedingung, daß er einen solchen Wunderkreis schaffte, was er denn auch gründlich ausgeführt. — Andere sagen, ein Schäfer hätte sollen hingerichtet werden und habe noch kurz vor seinem Tode gebeten, daß ihm gestattet werde, noch einmal die herrliche Aussicht auf das Thal vom Hausberge aus genießen zu dürfen.

Das ward ihm gewährt, und wie er nun so auf dem Berge umherging, schleifte sein Stock hinter ihm im Sande nach und bildete so den Wunderkreis."

---

84. Das Schloß ohne Treppe zu Lichterfelde.

„In dem Dorfe Lichterfelde bei Neustadt-Eberswalde ist ein altes Schloß, welches der italienische Baumeister gebaut haben soll, der auch die Festung Spandau gebaut hat*), wofür er zum Dank von dem Kurfürsten die Gegend erhielt, wo jetzt Lichterfelde liegt. Nachdem er nun den Bau seines Schlosses vollendet hatte, das aber ganz ohne Thüren und Treppen war, ließ er seine Tochter, die sehr schön war, dahin nachkommen, und zwar geleitete sie auf diesem Wege ein Herr von Sparr. Es war damals die ganze Gegend noch ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, und nur ein Stückchen Landes um das Schloß war erst ausgerodet. Als nun das Fräulein mit ihrem Begleiter an diese Stelle kam, da rief sie freudig aus: „„Lichtes Feld!““ Da sagte der Vater, als ihm nun der Herr von Sparr die Vorgänge der Reise berichtete und auch diesen Ausruf erzählte: „„Nun, so will ich das Schloß Lichterfelde nennen!““ und diesen Namen hat es denn auch erhalten. Dem Herrn von Sparr hatte aber sein Schützling so gefallen, daß er ihren Vater bat, sie ihm zur Frau zu geben, aber der suchte

---

*) An den Befestigungen Spandau's baute Ritter Franz Chiaramela de Gandino, gewöhnlich Giromella genannt, von 1562—1572.

allerhand Ausflüchte und sagte endlich, wenn er den Eingang zum Schlosse fände, so solle er sie haben. Damit mußte sich Sparr zufrieden geben und ging davon. Nun trug es sich einmal zu, daß der alte Italiener, der sonst immer seine Tochter ängstlich bewachte, nach Neustadt gefahren war, wo ein großes Fest gefeiert wurde, bei dem auch Sparr, der auf dem Schlosse zu Trampe wohnte, zugegen war. Kaum hatte er den Alten gesehen, als er aufbrach und nach Lichterfelde fuhr. Das Fräulein, die im oberen Stockwerke wohnte und gerade am Fenster saß, erblickte ihn alsbald und ließ sogleich einen großen Korb herab, vermittelst dessen sie den Vater immer hinaufwinden mußte; und so hatte denn der Herr von Sparr die Bedingung, welche ihm der Alte gestellt hatte, erfüllt uud heirathete bald darnach das Fräulein. Als ihm aber das erste Kind geboren wurde, da ließ er auch eine Treppe im Schloß anlegen und es überhaupt mehr nach der Sitte anderer Häuser einrichten."

---

85. Die Schätze im Teufelsberge bei Oderberg.

Zwischen Liepe und Oderberg liegt der Blocksberg, der Teufelsberg und der Schloßberg. In der Schlucht zwischen den letzteren beiden ist es nicht ganz richtig, da soll oft Geld brennen. Andere sagen, es sei am Blocksberg. Dort kam einmal ein Fischer von Nieder-Finow des Abends vorbeigefahren, denn die von Nieder-Finow hatten früher die Fischgerechtigkeit auf dem Lieper-See, und ehe die neuen Verwallungen gemacht wurden, ging das Wasser bis an die

Berge. Er hatte seinen Kahn gerade an's Land gestoßen, da kam ein Mann auf ihn zu und sagte, er solle ihm folgen, er solle sich Geld holen. Andere sagen, dies sei nicht zufällig geschehen, sondern es hätte den Fischer eine Stimme dahin gerufen. Wie er nun von seinem Kahn aus an dem Manne so hinauf sah, bemerkte er, daß er gerade dicht unter dem Teufelsberge angefahren sei, da wurde es ihm ganz ängstlich zu Muthe; dennoch faßte er sich ein Herz und folgte dem Manne. Dieser führte ihn nun nach der Schlucht, da standen lauter Fässer mit Gold, davon hieß ihn der Mann eins nehmen und verschwand. Der Fischer trug sich eine Tonne in den Kahn, weil er aber habgierig war, dachte er, der Mann ist fort, hole dir nur noch eine. Wie er aber mit der zweiten nach seinem Kahne kam, war die erste fort. Weil er nun diese nicht verschmerzen wollte, machte er sich noch einmal auf den Weg und holte sich noch eine dritte, aber als er zum Kahne kam, war wieder die zweite fort. Da wurde ihm doch gar zu bange, und er machte, daß er fortkam. Wie er abstieß, saß der schwarze Mann am Ende. Der Fischer faßte sich ein Herz und ruderte, was er konnte, nach Hause. Als er dort ankam, drehte er den Kahn um, so daß die Spitze, wo der schwarze Mann saß, hinaus in's Wasser zeigte. Das thun die Fischer öfter, um gleich wieder abstoßen zu können. „Das ist dein Glück gewesen," sagte der Mann, „daß du mich nicht zuerst an's Land gefahren! Weil du aber so habgierig gewesen, hast du statt Gold und Silber, was in der ersten und zweiten Tonne war, in deiner Tonne jetzt nur Kupfer." Und so war es auch.

Vom Teufelsberge, der oben sehr steil ist, sagt man

übrigens, wer hinaufkomme „ungewaschen," der käme nicht wieder herunter, bis Einer ein Geldstück für ihn hingelegt hätte.

---

86. Hand wächst aus dem Grabe.

Nicht weit von Oderberg liegt das Dorf Lunow, da ist in der Kirche eine vertrocknete Hand, welche eine Ruthe zwischen den Fingern hält. Es war nämlich einmal hier ein gottloser Bube, der hatte die Hand gegen seinen Vater erhoben und ihn geschlagen. Als er nun starb, wuchs ihm die Hand aus dem Grabe, und so oft man sie auch mit Erde deckte, immer kam sie wieder hervor. Da meinte man, es werde helfen, wenn man sie noch nachträglich mit Ruthen schlüge, aber sie war immer wieder da. Da hat man sie denn schließlich abgehauen und in der Kirche mit der Ruthe, mit welcher man sie geschlagen, zur Warnung für ewige Zeiten aufgehängt.

---

87. Die versunkene Stadt im Paarstein.

„Im Paarsteinschen See, der sich weit hinzieht, soll einst eine große Stadt, und zwar durch die eigne Schuld der Bewohner, untergegangen sein. Es fehlte denselben nämlich schon lange an gutem Trinkwasser, und sie hatten auch schon viele Brunnen gegraben, aber immer nicht ihren Wunsch erreicht. Da kam einst ein Zauberer und grub ihnen einen

schönen tiefen Brunnen, dessen Wasser hell und klar war; aber er fügte zu seinem Geschenk zugleich die Warnung, daß sie den Brunnen jeden Abend sorgfältig zudecken sollten. Das thaten sie denn auch Jahr aus Jahr ein; aber einst, wie es kam, weiß man nicht, wurde es vergessen, da fing die Fluth plötzlich an emporzuwallen und stieg immer höher und höher und verschlang die Stadt sammt allen Bewohnern; das Wasser trat aber weiter und weiter aus und bildete zuletzt den großen Paarsteinschen See. — Einige erzählen auch, die Stadt hätte sich noch über den jetzigen See hinaus und zwar bei Pälitz vorbei in die Haide hinein, bis zum sogenannten venedischen Kirchhof erstreckt. Auf dem Pälitzer Werder hat das Schloß gestanden, und man kann noch die Spuren des Gemäuers dort sehen; im Wasser erblickt man auch noch zuweilen bei hellem Wetter den Kirchthurm und hört das Läuten der Glocken aus der Tiefe herauf."

„Auch sonst ereignet sich noch allerhand am See. So zeigen sich auch oft am Paarsteinschen See zwei Feuer, die Fischer haben es häufig beim Krebsen gesehen, das eine erscheint auf der Brodewinschen, das andere auf der Paarsteinschen Seite des Sees, aber kein Mensch ist dabei. Es hatten nämlich einmal ein Paar Brüder gekrebst und einen großen Krebs gefangen. Jeder wollte ihn haben, und sie fingen an, sich darüber zu streiten. Vom Zank kam es zu Schlägen, und im Zorn erschlugen sie einander. Seitdem sieht man jene Feuer, es sind die feindlichen Brüder, welche keine Ruhe im Grabe gefunden und noch immer dort umgehen und krebsen."

88. Kloster Chorin.

„Das Kloster Chorin hat nicht immer an der Stelle gestanden, wo man noch jetzt die schönen Ruinen desselben sieht, sondern es hat ehemals in der Nähe des großen Paarsteinschen Sees auf dem Rosmarinberge gestanden; warum man es aber von dort fortgebracht, weiß man nicht. Als nun das neue Kloster an dem Mariensee gebaut wurde, da haben sieben Baumeister lange Jahre daran gearbeitet, bis sie endlich das herrliche Werk vollendet haben; es war aber auch eine gar schwere Arbeit, indem sie auch noch einen weiten, unterirdischen Gang nach dem Kloster zu Angermünde, sowie einen von da nach Greifenberg, bauten. So hat es denn lange Zeit gestanden in seiner Pracht, bis es endlich mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden ist. Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen, die kommen bald hier bald da in ihrer grauen Kleidung und mit dreieckigem Hute zum Vorschein, aber nicht jeder kann sie sehen, sondern nur Sonntagskinder und andre Begabte. — Auch eine weiße Frau läßt sich öfter des Nachts in den Ruinen sehen mit einem großen Schlüsselbund an der Seite, weshalb die Leute sie auch die Utgebersche (Ausgeberin) nennen.

Wie das Kloster verwünscht worden, da sind übrigens auch die Frösche in dem bei demselben gelegenen kleinen Mariensee verwünscht worden. Daher kommt es, daß, so viele es auch deren dort giebt, man doch nie ein Gequak derselben vernimmt. Andere behaupten freilich, das sei schon zur Zeit der alten Mönche geschehen. Da hätten die Frösche

oft durch ihr Gequak die Andacht im Kloster gestört, so daß die frommen Brüder Gott gebeten hätten, sie verstummen zu machen. Das sei denn auch geschehen. Wie dem aber auch sei, man hört in der Runde keinen Frosch, so viele ihrer auch sind."

89. Die letzte Schlacht bei Chorinchen.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands geht die Sage von einem letzten Entscheidungskampf, dem ein ewiger Friede folgen werde. Auch im Barnimer Kreise spukt eine solche Sage, und zwar erzählt man sich u. A. Folgendes.

In Bernau ist ein Postillon, der sieht Alles voraus, was passirt. Der hat einen großen Krieg prophezeit; in den siebziger, nach Andern in den achtziger Jahren wird er sein. Die Menschen, heißt es, werden da so rar werden, wie die Störche im Jahre 1857, wo ein großer Sturm sie verschlagen hatte, und so viele umgekommen waren, daß man alle 5 Meilen nur einen sah; so wird Gott dann die Menschen schlagen, wie er damals seinen Gottesvogel geschlagen. Der Menschen werden so wenig werden, daß Einer sich freuen wird, wenn er einen andern Menschen zu sehen bekommt. Was aber die Schlacht anbetrifft, so hat Einer lauter rothe Reiter am Himmel ziehen sehen, die waren so groß, daß sie zum zweiten Stock zum Fenster hineinsahen. Bei Chorinchen soll der Friede geschlossen werden; dann wird aber die ganze preußische Armee unter einem Knödelbaum Platz finden, so klein ist sie dann.

90. Von der im Werbellinsee untergegangenen Stadt.

„Vor alter Zeit hat dort, wo sich jetzt der Werbellinsee befindet, eine Stadt Namens Werbelow gestanden, die ist untergegangen, und das soll so gekommen sein.

Mitten in der Stadt lag ein Schloß, das war rings mit Wasser umgeben, und nur eine einzige Zugbrücke führte hinüber. Der Herr des Schlosses war aber ein gar böser Zauberer und ließ nur selten einen Fremden zu sich ein. Da kam eines Tages auch eine alte Frau, die wollte in's Schloß hinein, und wie der Herr sie erblickte, rief er ihr zu, sie solle zurückgehn. Das that sie auch, sagte aber zu gleicher Zeit: „Ich will zurückgehn, aber du sollst untergehn!" Und das hat sie wohl wahr gemacht, denn sie wußte noch stärkeren Zauber als der Herr selber. Nun befand sich zu dieser Zeit aber ein Fremder in der Stadt, der war ein gar gottesfürchtiger Mann, weshalb sie seinen Untergang nicht auch herbeiführen wollte; sie ging daher zu ihm und sagte, er solle eilig die Stadt verlassen, denn sie würde binnen kurzer Frist untergehen. Da packte er schnell seine Sachen zusammen und ging mit seinem Bedienten, den er bei sich hatte, davon. Als sie so eine Strecke fort waren und auf dem Berge ankamen, der unweit der Stadt lag, bemerkte er, daß er in der Eile sein Felleisen mitzunehmen vergessen hätte. Da schickte er seinen Diener zurück, aber der kehrte nach kurzer Zeit wieder und sagte, die Stadt und das Schloß seien spurlos verschwunden, und an ihrer Stelle sei ein großer See entstanden.

Im Werbellinsee, sagt man auch, müsse alle Jahre

Einer ertrinken, und zwar geschehen vorher allerhand Wahrzeichen; namentlich hört es sich dann oft so an, als wenn Jemand laut in die Hände klatscht, und dann währt's immer nur kurze Zeit, so ertrinkt auch Einer im See."

---

91. Bärens Kirchhof bei Grimnitz.

„In der Grimnitzer Forst liegt in der Nähe der Försterei Lindhorst auf der Höhe eines mäßigen Abhangs an den Plötzenpfühlen ein Platz, welcher mit großen Steinen umgeben ist, der heißt „Bärens Kirchhof" und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liegt. Es sollte in der Grimnitzer Forst nämlich einmal zur Zeit des Kurfürsten Joachim eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, Namens Bärens, begab sich deshalb drei Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst umstellen ließ, um die Schweine zu körnen und zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er nach 12 Uhr des Nachts eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruche, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz (oder auch der Stroppschwanz) da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?" Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürsten, dem er jedoch zu gleicher Zeit seine Vermuthung äußerte, daß es Hofbediente sein möchten, die ihn furchtsam machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, Niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben statt seiner mußte aber der Büchsenspanner des Kurfürsten

an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging nun die Jagd vor sich, und der Haidereuter mußte zu Hause bleiben, als aber alles geendigt war, ritt er hinaus nach der Stelle, wo jetzt Bärens Kirchhof ist, und wurde wirklich unter den getödteten Sauen eines Stumpfschwanzes gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriff war. Da trat er hinzu und sagte: „Du sollst mir das Leben nehmen, und bist eher todt als ich?“ hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle; aber weiß der Himmel, wie es kam! der Kopf des Schweins fiel plötzlich herunter und schlitzte dem Haidereuter mit seinen Hauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken, nachdem er sich noch einige Mal vor Schmerz im Kreise herumgeschleppt hatte, seinen Geist aufgab. Darauf hat man ihn an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergesunken, einen Stein gesetzt, so daß diese nun einen förmlichen Kreis bilden. Die Stelle aber heißt bis auf den heutigen Tag Bärens Kirchhof.“

---

92. Das Wunderblut zu Zehdenick.

Ueber die Gründung des Klosters in Zehdenick erzählt ein alter Bericht: „Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick, die einen Bierschank hatte, eine geweihete Hostie genommen, in Wachs gedrückt und vor ihrem Bierfasse ver-

graben, in dem Aberglauben, daß sie so die Güte ihres Bieres mehre, und die Leute ihr Bier lieber holen und trinken würden. Als sie aber hernach einen scharfen Prediger gehöret, ist sie dadurch zur Erkenntniß ihrer begangenen Sünde gekommen, und obwohl sie eine schwere Buße erwarten konnte, hat sie doch in ihrem Herzen und Gewissen keine Ruhe gehabt, bis sie die Sache an den Tag gebracht. Sie hat demnach Alles dem Pfarrer zu Zehdenick gebeichtet, und wie dieser es nicht hat glauben wollen, allem Volke geoffenbaret. Darauf hat man in ihrem Keller angefangen zu graben, und es ist an dreien Orten Blut hervorgequollen, daß alle Umstehenden sich sehr darüber verwundert. Die Hostie aber hat man nicht wieder aufgefunden. Die blutige Erde hat man darauf ausgegraben und in die Kirche getragen, wo sie viele Wunderwerke gethan. — Als nun die Geschichte ist bekannt geworden, da ist ein großer Zulauf von Menschen entstanden, die aus allen Orten gen Zehdenick gereiset sind. Es sind auch dahin gekommen der Bischof Ruthgerus von Brandenburg, die beiden Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg, sowie deren Schwester Mechtild, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. Zum Gedächtniß dieser Geschichte hat man auf Anrathen des Bruders Hermann von Langen, Lectors im grauen Kloster zu Berlin, so der Beichtvater des Markgrafen gewesen, zu Zehdenick ein Jungfrauenkloster Cistercienser-Ordens gestiftet und solches im folgenden 1250sten Jahre aufgerichtet."

---

93. Die verrätherischen Bürgermeister und der treue Mann in Prenzlau.

Auf dem Rathhause zu Prenzlau zeigt man noch jetzt zwei vertrocknete, abgehauene Hände. Das sind die Hände zweier Bürgermeister, welche einmal verrätherischer Weise die Stadt den Feinden übergeben haben. Die Sache war nämlich folgende.

Unter Friedrich I., dem ersten Hohenzoller in der Mark, waren die Pommernherzöge vor Prenzlau gezogen und hatten die Stadt mit List und unterstützt von den Pommersch Gesinnten in der Stadt eingenommen. Sie hatten nämlich heimlich, wie erzählt wird, einen ihrer Befehlshaber, Claus Köppen, in Bauernkleidern in die Stadt geschickt; der hatte sich zuerst als Tagelöhner, dann als Thorwächter brauchen lassen und ließ nun im Einverständniß mit den beiden Bürgermeistern in einer Nacht die Herzöge von Pommern mit ihren Leuten in die Stadt. Die Stadt huldigte den Pommernherzögen, und Köppen wurde zum Befehlshaber derselben gemacht. Immer war aber noch eine Brandenburgische Partei in der Stadt, und manche von den Pommersch Gesinnten wurden dadurch verletzt, daß Herzog Otto von Pommern-Stettin, als er die Menge der Bürger bei der Huldigung sah, sie höhnte, daß sie sich ergeben und nicht besser gewehrt hätten. Die Bürgermeister hielten aber vor Allen noch an den Pommernherzögen fest.

Kurfürst Friedrich I. hatte aber damals in Franken zu thun, und so mußte sein Sohn Johann den Krieg führen. Der knüpfte mit den treu Brandenburgisch Gesinnten und denen,

die mit der Pommerschen Herrschaft mißvergnügt geworden waren, in aller Stille ein Einverständniß an, und es wurde beschlossen, die Stadt heimlich zu überrumpeln. Ein treuer Anhänger des Markgrafen, der Stadtschreiber Rodiger, wie erzählt wird, führte ihn mit seinen Reisigen in einer Sommernacht von der Westseite aus durch eine Seitenpforte in die Stadt. Manche sumpfige Strecke mußte durchwatet werden; an den unwegsamsten Stellen soll Rodiger, der ein starker Mann war, den Markgrafen auf seine Schultern genommen haben. Einmal, als der Sumpf sehr lang sich hinzog, drohte er fast unter der schweren Bürde umzusinken, da flüsterte ihm der Markgraf das denkwürdige Wort zu: „Steh' fest, mein Mann, und bedenke, daß du die ganze Mark Brandenburg auf deinen Schultern trägst." Glücklich kamen sie endlich in die Stadt. Sofort erscholl der Ruf „Brandenburg" in allen Gassen. Die Pommersche Besatzung setzte sich zwar zur Wehre und behauptete noch etliche Tage ein Thor in der Stadt; aber endlich ward sie durch Hunger und durch den Rauch, den ihr die Bürger mit angezündetem Stroh und grünem Holz machten, gezwungen, sich zu ergeben; jedoch erhielten sie freien Abzug.

So kam Prenzlau wieder in den Besitz der Brandenburger. Die beiden verrätherischen Bürgermeister wurden aber enthauptet, nachdem ihnen vorher die Hand, mit der sie bei der Huldigung falsch geschworen hatten, abgehauen worden. Diese Hände hat man dann zum ewigen Gedenken und zur Warnung aufgehoben.

---

94. Die keusche Nonne.

Im Jahre 1325 machten die wilden Polen und Litthauer einen Einfall in die Mark und hausten entsetzlich. Nichts fand vor ihnen Schonung. So stürmten sie auch einmal ein Nonnenkloster, und die frommen Jungfrauen waren ihren rohen Mißhandlungen ausgesetzt. Da soll unter ihnen ein schönes Fräulein gewesen sein, das den Tod der Schande vorzog. Sie versprach dem sie bedrohenden Wütherich, wenn er sie verschone, wolle sie ihn einen Zauber lehren, durch den er unverwundbar werden könne, so daß ihm keine Waffe, kein Schwert, Spieß oder Pfeil fortan etwas anthun werde. Es wären nur wenige Worte, die diesen Zauber zu üben im Stande wären; damit er aber nicht an der Wahrheit der Sache zweifele, möge er es sofort an ihr, wenn sie den Zauber gesprochen, versuchen. Damit kniete sie nieder, bekreuzte sich und betete den schönen Vers aus dem 31. Psalm: in manus tuas commendo spiritum meum*). Diese Worte verstand Jener nun nicht und meinte, es wären die starken Zauberworte, worauf die ganze Kunst beruhe. Und als nun die Jungfrau den Hals ausstreckte und ihn ruhig aufforderte, doch zuzuhauen und die Probe zu machen, da wurde er so bethört, daß er zuschlug, und erst als der Kopf ihm vor die Füße rollte, erkannte, daß das Mädchen die Ehre höher als das Leben geachtet.

Die Scene ist oft bildlich dargestellt worden. Man sieht die Nonne mit verklärtem Angesicht und erhobenen Händen knien und den Wütherich die Hand zu dem Streiche erheben, der das unglückselige Wesen vor ihm erretten sollte.

*) „In Deine Hände befehle ich meinen Geist."

95. Der Landsknecht und der Teufel.

„Vor vielen Jahren hat es sich einmal zugetragen, daß ein Landsknecht durch die Mark zog, und als er in einer Stadt krank wurde, längere Zeit daselbst verharren mußte. Da er nun viel Geld bei sich hatte, so gab er der Wirthin seinen Geldbeutel und bat sie, ihm denselben zu verwahren; nach etlichen Tagen aber, als er wieder gesund geworden, forderte er denselben wieder, worauf die Wirthin, die ein großes Gelüst nach dem Gelde trug und mit ihrem Manne eins geworden war, daß sie das Geld verleugnen wollten, trotzig sprach, was er doch wolle, sie wisse nichts von dem Gelde, und obenein den Landsknecht aufs ärgste schalt. Dieser erzürnte sich nun gewaltig über das Weib und warf ihr ihre Untreue vor, und da dies der Mann hörte, kam er herbei, sein Weib zu vertheidigen, und warf ihn zur Thür hinaus. Da zog der Landsknecht vom Leder und hieb in die Thür, und als das der Wirth vernahm, schrie er die Nachbarsleute an, was ihm für Gewalt geschehe; diese ergriffen den Landsknecht und führten ihn vor die Obrigkeit, worauf er in's Gefängniß geworfen wurde. Als man nun den Fall im Gericht berieth und für Recht erkannte, daß er wegen Gewaltthat durchs Schwert zu richten sei, kam der Teufel zu ihm in's Gefängniß, zeigte ihm an, wie seine Sache stände, und verhieß ihm, wo er sich ihm ergeben möchte, so wolle er ihm davon helfen. Aber der Landsknecht antwortete, daß er eher zehnmal sterben als auf solche Weise loskommen wolle, konnte auch auf keine Weise bewogen werden, so listig es auch der Teufel anfing, auf den

Bund einzugehen. Da versprach ihm endlich der Teufel, ihn ohne einigen Gegendienst frei zu machen, sagend: „Wenn du vor Gericht geführt wirst, so sage, du seist zuvor mit Rechtssachen nicht umgegangen, könnest dich auch selbst mit Reden nicht verwahren; bitte um einen Advocaten, der für dich rede, da will ich zu dir treten in einem blauen Hut mit weißen Federn und will dein Advocat sein!" Dies Erbieten nahm der Landsknecht an, da er dafür hielt, daß es nicht wider Gott sei.

Folgenden Tags nun wurde der Landsknecht vor Gericht geführt, und da er um einen Advocaten bat, der ihn vertheidigen möchte, dieses ihm auch gewährt wurde, trat der Teufel daher im blauen Hut mit weißer Feder, legte den ganzen Handel dar, sagte, wie der Diebstahl geschehen, wo das Geld liege und wieviel desselben sei, alles bis auf's allerkleinste. Da verschwur sich der Wirth hoch und theuer und rief: „Wenn ich's habe, so führe mich der Teufel weg!" Aber kaum hatte er das gesagt, so ergreift der im blauen Hut und weißer Feder den Wirth, führt ihn über den Markt durch die Lüfte hinweg, und hat Niemand jemals erfahren, wo er mit ihm hingekommen sei."

---

96. Der Etzelstein zu Mohrin.

Am Mohriner See ist ein Stein, der sogenannte Etzelstein (Oeßelstein), in dem ist eine Höhlung, worin der Ellenbogen eines Menschen paßt; davon erzählt die Sage Folgendes. In Mohrin war zur Zeit ein Händler, der

Oel verkaufte. Er war aber ein Knapphans und gab stets zu wenig. Einst holte eine arme Frau von ihm ein Etzel (Oeßel) Oel, und bekam, wie gewöhnlich, nicht das richtige Maaß. Wie sie nun hinaus auf die Straße tritt und das Oel besieht, hebt sie an auf den Händler zu schimpfen. Da tritt zu ihr ein Mann, das war der Böse, der frägt sie, auf wen sie so erzürnt sei. Da erzählt ihm die Frau, der Händler sei ein Knapphans, ein Betrüger, er habe ihr kein richtiges Etzel gegeben. Flugs geht der Böse zu dem Kaufmann, nimmt ihn mit sich nach dem See und stößt ihm den Ellenbogen in den Stein, daß es eine Höhlung wird, die gerade ein Etzel faßte. Darauf sagte er zu dem Kaufmann: „So, nun weißt du, wie ein richtiges Etzel ist, nimm dich in Acht, daß keine Klage wieder über dich laut wird." Das Loch ist aber zur Warnung in dem Stein noch heutigen Tages zu sehen.

---

97. Kaiser Karl zu Tangermünde.

Kaiser Karl der Vierte hielt sich gern zu Tangermünde auf und baute sich auch hoch an der Elbe dort ein Schloß; das Vorwerk Karlbau in der Nähe rührt ebenfalls noch von ihm her und war eine von ihm eingerichtete Musterwirthschaft. In Entgelt's Altmärkischer Chronik wird noch mancherlei von der Kurzweil erzählt, die er in Tangermünde getrieben, „als mit dem fahlen Pferde, der Speise, die nichts kostet und niemand schadet." Eigenthümlicher Weise hat sich auch noch ein Trinkreim aus jener Zeit bis auf den heutigen Tag (also über 500 Jahre) erhalten, der also lautet:

Kaiser Karolus sîn bestet Peerd
dat wâs ene fâlige Stute,
dat eene ooge wâs nist werth,
dat aennere wâs reen ute,
reen ute, reen ute, reen ute. —

Dies wird so lange wiederholt, bis der Betreffende ausgetrunken, dann heißt es:

„Nun wisch hee sik de Schnute.“

---

98. Jungfer Lorenz zu Tangermünde.

„In Tangermünde sind einmal sehr reiche Leute gewesen, die haben ein einziges Kind gehabt, ein Mädchen, und haben Lorenz geheißen. Wie es nun einmal an einem Frühlingstage so recht schönes Wetter war, da ist die Kleine ganz allein hinausgegangen in den Wald, um Kräuter zu suchen. Aber da der Wald gar groß war, hat sie sich verlaufen und konnte sich nimmer wieder herausfinden, und wie sie so dachte, daß sie hier würde verschmachten müssen, setzte sie sich hin und fing an bitterlich zu weinen. Sie hatte aber nicht gar lange gesessen, so kam ein großer Hirsch mit gewaltigem Geweih auf sie zu, nahm sie auf seinen Rücken und führte sie unversehrt nach der Stadt. Dort ist er dann bis an sein Lebensende gepflegt worden, und als er todt war, hat man sein Geweih in der Nicolaikirche aufgehängt und auf demselben zum Andenken an die wunderbare Errettung das Bild der Jungfer Lorenz, aus Holz geschnitzt, angebracht. Der Wald aber, in dem dies geschehen, ist jetzt verschwunden, jedoch führen die an seiner Stelle gelegenen Aecker noch den Namen des Lorenzfeldes.

Das Geweih mit dem Bilde hat lange, lange Jahre in der Nicolaikirche gehangen, denn man erzählte, daß Jungfer Lorenz verordnet habe, es solle darin bleiben, so lange noch ein Stein auf dem andern sitze. Deshalb nahm man es auch, sobald in der Kirche gebaut wurde, nicht aus derselben, da es jedesmal einen gewaltigen Lärm erregte, wenn es angerührt wurde, und ließ es auch in derselben, als sie zu einem Lazareth umgewandelt ward. Seit dem Jahre 1831 jedoch ist es nach der Stephanskirche gebracht worden, wo es nun ruhig in der Nähe des Altars hängt."

99. Wahrzeichen von Stendal.

„Vor langen Jahren, die Chronisten sagen im Jahre 1425, ist das Wasser der Elbe einmal gar hoch gewachsen, so daß man die Dämme vor dem Andrang des Wassers gar nicht mehr hat schützen können, und da hat sich's denn zugetragen, daß der Fluß bei dem Dorfe Hemerten durchgebrochen ist und das Land weithin überschwemmt hat. Ja sogar bis nach Stendal, obwohl dies eine Meile von dort entfernt liegt, ist das Wasser vorgedrungen und ist so hoch gestiegen, daß Markt und Straßen davon erfüllt wurden. Da ist's denn auch in die Marienkirche gekommen, und gleichsam als sollten noch die späteren Geschlechter ein Wahrzeichen dieser Schreckenszeit haben, ist ein Fisch, den die Fluth in die Kirche geführt, dort, wie Einige sagen, gefangen worden, wie Andere erzählen, an einem spitzen Haken hangen geblieben, und als sich nun das Wasser verlief, gefunden worden. Zum Andenken dieser wunderbaren Begebenheit hat man ihn nachmals in Eisen nachgebildet und

ihn in solcher Höhe vom Boden an einem Pfeiler unfern des Altars befestigt, wie sie das Wasser erreicht hat. Die Höhlung, wo er gesessen, ist jetzt noch etwa drei Fuß vom Boden zu sehen, der eiserne Fisch hängt aber höher, damit die Kinder nicht mehr ihr Spiel mit ihm treiben."

Das ist das eine Wahrzeichen von Stendal, das andere ist der Roland vor dem Rathhause. Gar drohend steht er da mit gezücktem Schwerte. Die linke Hand hat er auf dem märkischen Adler ruhen; hinter ihm ist das Stendaler Stadtwappen, und an seinem Rücken ist ein lachendes Narrengesicht angebracht, „der Eulenspiegel," wie die Leute sagen.

Wenn er auch nur von Stein ist, so ist doch mit dem alten Herrn nicht zu spaßen. Das hat einmal ein Stendaler Bürger erfahren, der des Nachts vorbeikam und in der Weinlaune, in der er sich befand, den Roland höhnte und allerhand Capriolen vor ihm machte. Eine Zeit lang sah das derselbe ruhig mit an, dann drehte er sich plötzlich auf seinem Gestell um und wies dem Thoren den Rücken. Da erfaßte den ein großer Schreck, und er rief laut um Hülfe. Leute kamen herbei und suchten ihn zu beruhigen, aber immer rief er: „He dheit mi wat! He dheit mi wat!" (Er thut mir was! er thut mir was!) Krank brachte man ihn nach Hause, und wenn er auch wieder aufkam, er hat nie mehr über das Maaß getrunken und ist immer scheu bei dem Roland vorbeigegangen. Das Sprüchwort ist dann auch geblieben; wenn Einer zu viel des Guten thut und üppig wird, heißt es:

„He dheit mi wat! he dheit mi wat!
Is doch, as hätt ich dat Drinken satt."

---

100. Die alte oder goldene Laus zu Bismark.

Südlich von Bismark steht noch der Thurm einer Kirche; das ist die Stelle, wo ehemals die alte Stadt gestanden haben soll, bis sie im Kriege zerstört wurde und nun ihre jetzige Lage erhielt. Die Straße dorthin heißt noch die „alte" Straße. Den Thurm aber nennt man die „alte" oder die „goldene" Laus. Das hängt aber so zusammen. Im Jahre 1350 soll nämlich hier nach den Chroniken ein Kreuz vom Himmel gefallen sein, welches Wunder that. Da erbaute man ihm eine eigene Kirche und nannte diese „zum heiligen Kreuze". Groß war der Zulauf der Wallfahrer. Darüber ergrimmte, heißt es, der Teufel und aus Hohn und um die Andacht zu stören, schuf er ein Thier in Gestalt einer Laus und setzte diese oben in das Kirchengewölbe, und die blitzte wie Gold und zappelte mit den Füßen, daß es wunderlich anzuschauen war. Aber selbst des Teufels Werk muß schließlich Gott dem Herrn dienen! War früher schon der Zuzug der Wallfahrer groß gewesen, so wurde er jetzt nur noch größer; denn, wer davon hörte, wollte das Wunderthier schauen und wallfahrte nach Bismark. An den Wallfahrtstagen wurde sie dann den Gläubigen gezeigt. Sie war so groß wie eine Taube und lag an einer goldenen Kette; täglich soll sie ein Pfund Fleisch zur Nahrung erhalten haben. Unten an der Kirchthurmmauer hat man sie auch dann abgebildet, und so bekam der Thurm den Namen „die alte" oder „goldene Laus", — man sagt auch wohl „die verwünschte Laus" — und gilt als das Wahrzeichen der Stadt Bismark noch auf den heutigen Tag.

101. Die rothe Erde bei Krumke.

„Unweit der Stadt Osterburg liegt das Dorf Krumke, welches dem Herrn von Kahlden gehört. In der Nähe dieses Dorfes, da wo jetzt die Krumkesche Schäferei liegt, ist vor langen Jahren, wie die alten Chroniken melden, eine große und mörderische Schlacht vorgefallen, in welcher Huder von Stade und Albrecht von Ascanien sich um die Altmark stritten. Es sind in derselben eine große Menge Menschen ums Leben gekommen, also daß die Erde rund umher ganz roth geworden, und ein Bach, der dort fließt, voll Blut gewesen. Zum Wahrzeichen ist noch jetzt die Erde dort roth, als wenn das Blut der Erschlagenen noch immer nicht daraus zu vertilgen wäre, und das Bächlein wird seitdem die rothe Furth genannt.

Nach einer anderen Sage ist an dieser Stelle eine mörderische Schlacht zwischen den Städten Seehausen und Osterburg vorgefallen. Der Anführer der Einwohner von Osterburg hat in derselben auf einem Ochsen geritten. Auf diesen Umstand beziehen sich die zwei letzten Verse des folgenden alten Liedes, welches die sieben Städte der Altmark charakterisirt:

De Stendaler trinken gerne Win,
De Garbeleger wüllen Junker sin,
De Tangermünder heben den Moth,
De Soltwedler hebben det Goth,
De Seehuser det sind Ebenthür,
De Werbner geben den Weiten dühr,
De Osterborger wollden sich reken,
Und deden den Bullen vör den Bären stecken.

Ueber diese zwei letzten Verse hat man indeß auch noch eine andere Sage. Vor langen Jahren nämlich sah der Thurmwärter zu Osterburg eines Tages einen großen Haufen Thiere auf die Stadt zukommen. Er hielt sie für Bären und eilte voller Schrecken vom Thurm herunter in die Stadt und verkündete den Bürgern, daß eine Menge Bären im Anzuge auf die Stadt wären. Da kam denn die gesammte Bürgerschaft zusammen, mit Spießen, Stangen, Mistforken und was man sonst in der Eile an Waffen hatte aufgreifen können. Die zogen dem schrecklichen Feinde entgegen. Als sie ihn aber erreicht hatten, da sahen sie, daß es — eine Heerde Ochsen war, die friedlich der Stadt zugetrieben wurden.

Zur Auslegung der übrigen vorstehenden Verse mag — wie Temme in den Altmärkischen Sagen berichtet, nachdem er die obigen Geschichten zusammengestellt hat — folgende Auskunft nicht uninteressant sein. In und bei Stendal wurde im Mittelalter viel Weinbau getrieben, den zuerst die unter Albrecht dem Bären (regierte von 1142 bis 1170) eingewanderten Rheinländer, denen das Bier nicht mundete, eingeführt hatten. Dieser Weinbau war so ausgebreitet, daß Stendal seine Weine selbst nach Pommern, Schweden, Preußen und Liefland ausführte. Gardelegen dagegen war in früheren Zeiten durch seine Bierbrauereien berühmt, deren dort zu einer Zeit an dreihundert waren, und von denen namentlich ein unter dem Namen Garlei berühmtes, köstliches Bier gebrauet wurde. Durch dieses Bierbrauen kam nach Gardelegen ein großer Reichthum, und die Gardeleger wurden hochmüthig, als wenn sie Junker wären. Die Stadt Tangermünde zeichnete sich in mehreren Fehden des Mittel-

alters durch ihren Muth aus, besonders in dem Kampfe für den falschen Waldemar, an dem sie, trotz der Achtserklärung des Kaisers Karl des Vierten, als die letzte der Brandenburgischen Städte, in unerschütterlicher Anhänglichkeit festhielt. Die Stadt Salzwedel gehörte zu den vorzüglichsten Städten des Hansebundes, und es floß lange Zeit in ihr der größte Reichthum unter den altmärkischen Städten zusammen. Von den Seehausern sollen ehedem Mehrere große Seereisen gemacht haben, um die Insel der Glückseligen aufzusuchen, die sie aber nicht gefunden haben sollen. Die Stadt Werben, in der Wische, einer sehr fruchtbaren Gegend, belegen, trieb früher einen bedeutenden Handel mit Weizen, der dort zur Schifffahrt aufgespeichert, und erst, wenn er sehr theuer geworden, losgeschlagen wurde."

---

102. Die beiden Frauen zu Aulosen.

„Vor vielen hundert Jahren", erzählt Temme nach alten Berichten in seinen Altmärkischen Sagen, „lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder; aber weil er sehr fromm und gottesfürchtig war, so ließ er Alles im Stich und zog mit den deutschen Heeren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indeß sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sclave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah

ihn und hatte ihr Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleiden mit seinem Unglücke, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte das Alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin mit seinem ganzen Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hülfe hoffen konnte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimath im Leben wiederzusehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein, und er versprach, sie neben seiner Gemahlin zu heirathen, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Sie entfloh glücklich mit ihm aus seiner Sclaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade auf Grünen Donnerstag des Mittags, als der Ritter mit seiner gewesenen Türkin auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen am Mittagstisch und aßen Erbsen und Stockfisch. Sie freuten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wieder sahen, den sie todt geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten, verträglichsten Freundinnen, und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildniß der Türkin wird noch unter den Jagowschen Familiengemälden gezeigt; sie ist danach ganz ausnehmend schön gewesen. Zu Großen-Garz ist sie, wie man sagt, begraben, und in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man noch ihren einbalsamirten Körper; auch giebt es daselbst zwei

Leichensteine, auf welchen zwei weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen.

Zum Andenken an seine glückliche Heimkehr auf den Grünen Donnerstag stiftete der Ritter eine Armenspende, daß alljährlich an diesem Tage alle Armen, so viel deren sich einfinden würden, auf dem Schlosse mit Erbsen und Stockfisch, als welches seine Familie bei seiner Rückkehr gegessen, gespeiset werden, und ein Stück Speck und Brod mit auf den Weg bekommen sollten. Noch vor nicht langen Jahren war dieses Bettlerfest so besucht, daß an die fünfhundert Armen dahin wallfahrteten."

---

103. Arendsee.

Von dem Arendsee wird Folgendes erzählt. An der Stelle, wo jetzt der See und Ort Namens Arendsee liegt, stand vor Alters ein großes Schloß. Dieses ging plötzlich unter, und nicht mehr kam davon als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, sah sich das Weib von ungefähr um und ward die schleunige Veränderung gewahr. Verwundert brach sie in die Worte aus: „Arend see!" (Arend sieh! denn jenes war des Mannes Name) und darum gab man dem Städtchen, welches an dem See aufgebaut wurde, jene Benennung. In diesem See ragt stellenweise der feinste Streusand hervor, andererseits soll man, wenn die Sonne hell scheint, noch alle Mauern und Gebäude des versunkenen Schlosses im Grunde sehen. Einige wollten einmal die Tiefe des Sees messen und ließen ein Seil hinab, da tönte aus dem Wasser eine Stimme

herauf, die sie aufforderte, von solcher Vermessenheit abzulassen. Aus vielen Zeichen will man übrigens schließen, daß der See sich weithin unter der Erde forterstrecken müsse, denn wenn man nach Salzwedel fährt, hört es sich oft an, als wenn es über ein Gewölbe ginge, und der Bernstein, den die Fischer oft aus dem Wasser heraufbringen, hat die Vermuthung veranlaßt, daß es mit der Ostsee in Verbindung stehe, eine Ansicht übrigens, die von manchem See in der Mark, z. B. auch vom Plötzensee bei Berlin, im Volke gilt.

---

104. Der Tod des Meineidigen.

„In der Sanct Katharinen-Kirche auf der Neustadt Salzwedel befindet sich ein halb verloschenes Bild, welches den Tod eines Meineidigen darstellt. Der hatte nämlich von einem andern Manne hundert Dukaten geborgt, und behauptete nun, als er sie wiedergeben sollte, daß er sie schon wiedergegeben habe. Entrüstet ging der Gläubiger auf's Rathhaus, um sich da Recht zu holen. Der Schuldner wurde vorgefordert und sollte nun mit einem Eide bekräftigen, daß er das Geld schon wieder gegeben habe. Er kam auch sogleich, und wie er nun den Eid leisten sollte, bat er den Gläubiger, ihm während des Schwurs seinen Stock zu halten, denn in den hatte er das Geld listiger Weise eingespündet. Da schwur er nun mit großer Frechheit, daß er das Geld schon wiedergegeben, und der arme Gläubiger ging traurig von dannen. Wie nun aber der böse Schuldner auf die Straße kam, traf sich's zufällig, daß

gerade ein Müllerwagen mit scheugewordenen Pferden daher geeilt kam und ihn umwarf, so daß die Räder ihm über den Leib gingen, und er getödtet wurde. Dabei ging auch eins derselben über den Stock, der zerbrach, so daß die Dukaten herausrollten, und auf diese Weise der schändliche Meineid an den Tag kam. Da hat man denn zum ewigen Andenken das Gemälde, welches diesen Vorgang darstellt, in der Kirche aufgehängt."

105. Die Spinnerin im Monde.

„In der Gegend von Salzwedel erzählte man sich früher vielfach folgende Geschichte, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr anführen kann. In dem Dorfe lebte nämlich eine arme, alte Wittwe mit ihrer einzigen Tochter Marie. Die Mutter war krank und schwach und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn die Tochter war die beste Spinnerin nahe und fern, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war der feinste; dadurch ernährte sie sich und ihre alte Mutter. Sie hatte leider nur einen großen Fehler an sich, sie war wild und leichtsinnig und mußte bei jedem Spektakel und bei jedem Tanz dabei sein. Dadurch verursachte sie ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und Ermahnungen genug, allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los,

wenn die jungen Leute des Dorfes zum Spinnen zusammenkamen, was man die Spinnkoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinander zu gehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die Letzte, die nach Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marientag, als Marie wieder zu der Spinnkoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: „„Versprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht nach Hause kommen und dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unserer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft."" Das ging der Marie ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß heute nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad und ging.

Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde, und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und Alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen, aber die Musik und die Lust und die Bitten der Bursche drangen tiefer in ihr Herz, als das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich anschickte, auseinander zu gehen. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirchhofe vorbeikamen und dessen Thüre offen fanden, da ergriffen die Bursche die Mädchen, und zogen sie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem

losging. Marie hatte ihr Versprechen ganz vergessen und sprang lustig mit in dem hellen Mondschein.

Ihre Mutter saß unterdeß unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte sie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte sich nicht mehr halten. Sie ging aus dem Hause und folgte dem Lärm. So kam sie auf den Kirchhof, wo sie ihre Tochter mitten unter den Springenden sah. Der Anblick zerschnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, sofort mit ihr nach Hause zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: „„Ei, Mutter, der Mond scheint noch so hell! Geh' du nur, ich komme bald!““ Da sah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. „„Ich wollte,““ sagte sie, „„das ungerathene Kind säße im Monde und müßte da oben spinnen!““ — Die Worte hatte sie kaum gesprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verschwunden, und man sah sie, mit ihrem Rade in der Hand, rasch wie einen Blitz dem Monde zufliegen; im Monde sitzt sie noch und spinnt; wenn er ganz hell scheint, dann kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen sie Sommerseide oder Marienfädchen."

106. Inschrift einer alten Tafel vom Jahre 1581 vor der Rathsstube zu Stendal.

Hastu Gewalt, so richte recht,
Gott ist dein Herr und du sein Knecht:
Verlaß dich nicht auf dein Gewalt
Dein Lebent ist hier bald gezalt,
Wie du vor hast gerichtet mich,
Also wird Gott auch richten dich.
Hie hastu gerichtet nur kleine Zeit
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.
Richt aber nicht nach der Ersten Klag,
Höre vor recht was der ander sag.
Und erfahr erst die Sache gar eben
Darnach soltu ein Urthel geben.
Wie dich Gott geboten und gelehret hat,
Und in Keyserlich Recht geschrieben stadt.
Veritas die ist gantz und gar todt
Justitia leidet grosse Noht
Fallatia ist gebohren
Fides hat den Streit verlohren,
Eigener Nutz, heimlicher Haß und Junger Leute Radt,
Verderbet manche gute Stadt.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.





Verl[…]uchhandlung)
7 Behrenstraße, Berlin.

Dr. W. Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland, besonders die Mark Brandenburg und Mecklenburg. Eine Skizze. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 24 Sgr.

— —, Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage. gr. 8. geh. 1 Thlr. 21 Sgr.

— —, Hülfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preußischen Geschichte. 8. geh. 7½ Sgr.

Von demselben Verfasser erschien ferner:

— —, Die ethische Bedeutung der Sage für das Volksleben im Alterthum und in der Neuzeit. 7½ Sgr.
(Verlag von P. Heinersdorff.)

Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. I. Theil: Die Grafschaft Ruppin. Teltow — Barnim. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

— —, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. II. Theil: Das Oderland. Barnim — Lebus. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm von Kügelgen.) Vierte Auflage. 8. geh. 2 Thlr.

Oscar von Redwitz, Das Lied vom neuen Deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtniß an's Vaterland. Sechste Auflage. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

